



# Pantschatantra

Altindische  
Fabeln und Sprüche

MÜLLER & KIEPENHEUER VERLAG

WH

V

# PANTSCHATANTRA

FÜNF BÜCHER  
ALTINDISCHER STAATSWEISHEIT  
UND LEBENSKUNST  
IN FABELN UND SPRÜCHEN



MÜLLER & KIEPENHEUER VERLAG

Herausgegeben und übersetzt von Ludwig Alsdorf



1988, 2849  
(B 4628)

Umschlagzeichnung der gebundenen Ausgabe von Wilhelm Neufeld  
Copyright 1952 by Müller & Kiepenheuer Verlag, Bergen II, Oberbayern  
Satz und Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München  
Printed in Germany

## WIE DAS PANTSCHATANTRA ENTSTAND

In der Stadt Mahilaropja im Dekkhan herrschte einst ein König namens Amaraschakti, dessen Fußepaar erglänzte von der Strahlenfülle der Scheiteljuwelen der vor ihm sich neigenden großen Fürsten, ein Füllhorn für die Wünsche aller Bittsteller, ein vollendeter Meister aller Künste und Fertigkeiten, ein Kenner aller Lehrbücher der Staatskunst. Dieser hatte drei völlig unbegabte Söhne mit Namen Wasuschakti, Ugraschakti und Anekaschakti. Als er nun sah, daß sie zur Staatswissenschaft kein Geschick zeigten, berief der König seine Minister und pflog mit ihnen Rats:

„Es ist euch ja bekannt, daß diese meine Söhne gänzlich unbegabt sind.

*Was nutzt mir des Sohns Geburt,  
Der nicht klug ist und nicht fromm?  
Wozu taugt die Kuh, von der  
Ich nicht Milch noch Kalb bekomm'?*

*Hätt' eine Fehlgeburt ich zu beklagen,  
Müßt' ich der Gattin Umgang mich ent schlagen,  
Blich' Kindersegen ganz versagt uns beiden,  
Sollt' kaum geboren mir ein Sohn verscheiden,  
Sollt' auch mein Weib mir Töchter nur gebären,  
Sollt' ich als Mönch der Welt den Rücken kehren —  
Ein unverständ'ger Sohn macht noch viel größere Pein,  
Mag er auch noch so reich an Kraft und Schönheit sein!*

Wie könnte man es also bewerkstelligen, ihren Verstand zu wecken?“ Da sprachen einige der Minister: „Majestät, zwölf Jahre dauert bekanntlich das Studium der Grammatik; hat man diese mit Mühe gemeistert, so muß man weiter die Wissenschaften der Religion, Staatsweisheit und Liebeskunst studieren.\* Das alles ist für den Klugen schon schwer genug, um wieviel mehr für jemand, der

trägen Verstandes ist! Für einen solchen Fall ist der Beste der Brahmane Wischnuscharman, ein gründlicher Kenner aller Lehrbücher der Staatskunst, von dessen Ruhm zahlreiche Schüler künden. Den lasset holen und übergebt ihm die Prinzen!“ So geschah’s; von einem Minister herbeigeht, grüßte Wischnuscharman den König mit einem Segensspruch, wie Brahmanen pflegen, und setzte sich. Nachdem er Platz genommen, sprach der König zu ihm: „Brahmane, du wirst mich zu großem Dank verpflichten, wenn du diese unbegabten Prinzen in der Wissenschaft der Staatskunst zu unübertroffenen Meistern machst; ich will dich reich dafür belohnen!“ Als der Herrscher geendet, erhob sich Wischnuscharman und sprach zu dem König also: „Majestät, vernehmet das Löwengebrüll\* meiner Rede! Ich tue sie nicht, weil ich nach Geld und Gut begehre; habe ich doch, achtzig Jahre alt und von allen Sinnengenüssen abgekehrt, gar keine Zeit mehr, Reichtum zu verzehren. Nur um Euch zu helfen, will ich diese Intelligenzprobe ablegen. So schreibt denn das heutige Datum auf! Wenn ich Eure Söhne nicht binnen sechs Monaten zu Meistern der Staatskunst mache, dann, o Herr, mögt Ihr mich mit Schimpf und Schande davonjagen.“ Als der König dieses kaum glaubliche Versprechen des Brahmanen vernahm, war er ebenso wie die Minister erstaunt und erfreut, und ehrerbietig übergab er die Prinzen dem Wischnuscharman. Dieser aber ging daran, ihnen die Wissenschaft der Staatskunst durch das Erzählen von Fabeln beizubringen, und dazu verfaßte er die Fünf Bücher, genannt Pantschatantra: „Entzweiung von Freunden“, „Gewinnung von Freunden“, „Der Krieg der Krähen und der Eulen“, „Des schon Gewonnenen Verlust“ und „Vorschnelles Handeln“.

## I.

Hier beginnt das erste Buch mit dem Titel

## ENTZWEIUNG VON FREUNDEN

Davon lautet die erste Strophe:

*Im Walde lebten Leu und Stier  
In Lieb' und Eintracht für und für;  
Doch ihrer Freundschaft ward ein End' gemacht  
Durch des Schakales Gier und Niedertracht.*

Die Prinzen sprachen: „Wie war denn das?“, und Wischnuscharman erzählte:

In der Stadt Mahilaropja im Dekkhan lebte einst ein Kaufmann namens Wardhamana, der sein Vermögen in Redlichkeit erworben hatte. Dem kam eines Tages der Gedanke: „Auch wenn man viel besitzt, muß man sein Vermögen zu mehren trachten; heißt es doch:

*Was man noch nicht gewann, soll man begehren,  
Hat man's gewonnen, sorglich darauf achten,  
Das wohl Bewahrte stets zu mehren trachten,  
Das so Gemehrte Würdigen verehren.'*

Auf Grund solcher Erwägungen stellte er eine Karawane nach Mathura zusammen und zog, nachdem er sich von seinen Eltern verabschiedet hatte, an einem Tage, wo die Sterne günstig standen, aus seiner Vaterstadt zu einer Handelsreise aus. Er hatte aber zwei Zugtiere mit Namen Nandaka und Sandschiwaka, die ganz vorn an die Deichsel gespannt waren. Als man nun auf dem Marsche in



einem großen Walde an eine Stelle kam, wo das von einem aus großer Höhe herabstürzenden Wasserfall versprühte Wasser den Boden sumpfig gemacht hatte, wollte es das Schicksal, daß der eine der beiden Stiere, Sandschiwaka, mit einem Fuß zu tief einsank und ihn sich verstauchte; und weil dazu der Wagen zu schwer beladen war, stürzte er und zerbrach dabei das Joch. Bei diesem Anblick war der Kaufmann Wardhamana sehr betrübt. Er wartete drei Tage ab; als der Stier dann noch nicht wieder hergestellt war, beauftragte er einige Leute, über ihn zu wachen, und zog weiter in die Ferne, wie er geplant hatte, um nicht die übrige Karawane den vielfältigen Gefahren auszusetzen, von denen er sie im Dschungel bedroht wußte. Am nächsten Tage aber kamen die zur Bewachung des Stieres zurückgelassenen Leute, die um ihr Leben fürchteten, ihm nach und logen ihm vor: „Herr, der Sandschiwaka ist gestorben und wir haben ihn verbrannt und bestattet.“ Darauf brachte der Kaufmann dem Stier aus Dankbarkeit für seine Dienste die Totenopfer dar und zog weiter.

Aber Sandschiwakas Lebenszeit war noch nicht abgelaufen, und so gelang es ihm, indes kühle, von dem Sprühnebel des Wasserfalles geschwängerte Winde seinen Leib erquickten, aufzustehen und sich allmählich zum Ufer der Yamuna zu schleppen. Dort fraß er die smaragdgrünen Grasspitzen und strich frei umher, und so bekam er nach einigen Tagen einen fetten Höcker und wurde glatt, feist und stark wie der Stier Schiwas; und er verbrachte dort seine Tage, indem er mit den Stößen seiner Hörner die spitzen Termitenhügel aufwühlte und sein Gebrüll erschallen ließ.

Nun hauste unweit davon in jenem Walde inmitten seines Hofstaats aller übrigen Tiere ein Löwe namens Pingalaka, der sich, furchtlos und hoch erhobenen Hauptes,

seiner durch eigene Tapferkeit gewonnenen Königsherrschaft erfreute, so wie es heißt:

*Einsam lebt er im Wald; ihn schmückt kein Zeichen der Herrschaft;  
Fremd ist ihm Politik; doch sein majestätisches Wesen  
Schafft, daß jeder im Löwen erkennt den König der Tiere.*

*Wo hätte man gehört wohl, daß den Leun  
Die Tiere feierlich zum König weih'n?  
Er, dem sein hoher Mut das, was er hat, verschafft,  
Muß von Natur der Tiere König sein!*

Eines Tages nun plagte den Löwen der Durst, und er stieg zum Ufer der Yamuna hinab, um Wasser zu trinken. Da hörte er schon von ferne das noch nie vernommene Brüllen Sandschiwakas, gleich dem vorzeitigen Dröhnen des Weltuntergangs-Gewitters. Als er diesen Ton vernahm, erschrak er gewaltig, ließ sich aber nichts anmerken, sondern blieb mit seinem in den Vier Kreisen\* angeordneten Gefolge schweigend stehen, ohne Wasser getrunken zu haben.

Nun hatte er zwei Schakale zu Ministern mit Namen Karataka und Damanaka.\* Die ratschlagten miteinander, und Damanaka sprach zu Karataka: „Lieber Karataka, warum ist wohl unser Herr Pingalaka, nachdem er sich aufgemacht hatte, um Wasser zu trinken, hier stehen geblieben?“ Karataka erwiderte: „Was geht das uns an? Es heißt doch:

*Dem Mann, der sich mit andrer Leute Sachen,  
Die ihn nichts angehn, will zu schaffen machen,  
Dem wird wie jenem Affen Tod zuteil,  
Der aus dem Balken zog heraus den Keil.“*

Damanaka fragte: „Wie war denn das?“, und Karataka erzählte

DIE GESCHICHTE VON DEM AFFEN  
UND DEM KEIL

In irgend einem Lande liegt eine Stadt. In deren Nähe hatte ein Kaufmann mit dem Bau eines Tempels begonnen. Da gingen nun zur Mittagszeit Baumeister und Handwerker zum Essen in die Stadt. Dabei ließ einer der Zimmerleute einen Balken aus Ardschunaholz halb gespalten liegen, dessen Hälften durch einen mit dem Schlegel hineingetriebenen Keil aus Khadiraholz auseinandergehalten wurden. Da kam zufällig eine im Walde hausende große Affenherde herbei, die ausgelassen auf Baumwipfeln, Mauervorsprüngen und Holzstapeln hin und her sprangen. Einer der Affen, dem ein baldiger Tod vorherbestimmt war, setzte sich in seinem angeborenen Übermut auf den Balken, und zwar so, daß seine Hoden in den Spalt hinabgingen; und mit den Worten: „Wer hat denn hier einen Keil hineingeschlagen, wo keiner hingehört?“ packte er den Keil mit beiden Händen und versuchte ihn herauszuziehen. Was aber passierte, als der Keil dann herausging, das kannst du dir ja denken, ohne daß ich es zu erzählen brauche. Darum sage ich: „Der Mann, der sich mit anderer Leute Sachen — und so weiter.“ Und weiter sprach er: „Wir beide haben doch auch genug zu essen an dem, was uns der Löwe übrig läßt.“ Da sagte Damanaka: „Geht es dir denn nur um das Essen? In den Dienst eines Mächtigen begibt sich doch jedermann nur, um etwas Besonderes zu erreichen. Mit Recht sagt man:

*Damit er Freunden nützen, Feinden schaden kann,  
Deshalb nimmt Fürstendienst der Kluge an —  
Den Bauch nur füllen, das kann jedermann!*

*Der lebt ein Leben, das des Lebens wert,  
Der vielen andern Unterhalt gewährt;*

*Füllt doch bekanntlich sich den eignen Bauch  
Der dumme Kranich mit dem Schnabel auch!*

Und ferner:

*Mit einem schmutzigen Knochen, an dem kaum Fasern noch  
hängen,*

*Gibt sich der Hund zufrieden, der nicht einmal davon satt wird;  
Könn' den Schakal er auch packen — der hungrige Löwe ver-  
schmäht ihn,*

*Läßt ihn laufen und schlägt mit stolzem Mut Elefanten!  
So strebt selbst in der Not jeder das an, was ihm gemäß ist.“*

Karataka sprach: „Was willst du nun in diesem Falle tun?“ Jener entgegnete: „Unser Herr Pingalaka hat ebenso wie sein Gefolge Angst und weiß daher nicht, was er tun soll.“ Karataka fragte: „Woher weißt du das?“

Damanaka sprach: „Was ist da zu wissen? Heißt es doch:

*Ausgesprochenes verstehn selbst Küb' und Pferde,  
Seines Lenkers Zuruf folgt der Elefant;  
Ungesagtes aus des anderen Gebärde  
Zu erraten ward dem Weisen der Verstand!*

So werde ich den Löwen, indem ich mir seine Furcht zunutze mache, durch die Macht meines Verstandes noch heute in meine Gewalt bringen.“

Karataka erwiderte: „Aber es könnte sein, daß unser Herr gar nichts von dir wissen will, weil du gerade in einem unpassenden Augenblick vor ihn trittst!“ Darauf sagte Damanaka: „Das ist schon richtig; aber trotzdem muß ein Höfling unbedingt die Nähe des Königs suchen. Heißt es doch:

*Wer grad in seiner Nähe weilt,  
Dem Manne wird des Königs Gunst allein,  
Mag er auch allen Wissens bar,  
Von niedrer Herkunft, ja ein Fremder sein;  
Denn Fürsten, Frau'n, Lianen immer den  
Umschlingen, neben dem sie grade stehn.“*

Karataka fragte: „Was willst du denn nun sagen, wenn du zu ihm kommst?“ Damanaka entgegnete:

*„Es gibt von selbst ein Wort das andre Wort  
Und dieses dann das nächste, und so fort;  
Wie aus dem Samenkorn nach reichem Regen  
Hervorsproßt wieder neuer Körnersegen.*

Auch werde ich nicht reden, wenn es nicht an der Zeit dazu ist.

*Wer recht zu reden weiß, spricht nie sein Wort  
Zum falschen Zeitpunkt und am falschen Ort,  
Zu dem nicht, dem's an Reife und Verstand gebracht —  
Drum spricht er nie vergebens, was er spricht!*

*Gift essen, Frauen lieben, Fürsten dienen —  
Dess' darf, wer klug genug ist, sich erkühnen!*

*Die Wesensart, die jedem Manne eigen,  
Durch sie wird es dem Klugen schnell gelingen,  
Sich in sein Inneres den Weg zu bahnen  
Und unter seinen Willen ihn zu zwingen.“*

Da sagte Karataka: „Nun, dann viel Glück auf den Weg! Mach es, wie du es für richtig hältst!“ Darauf verabschiedete sich Damanaka von ihm und begab sich vorsichtig zu Pingalaka. Als dieser ihn von weitem kommen sah, sprach er zu seinen Türstehern: „Unverzüglich legt euren Rohrstab\* beiseite! Da kommt unser langjähriger Minister Damanaka. Als Angehöriger des Zweiten Kreises\* hat er ungehinderten Zutritt.“ Da trat Damanaka heran und nahm auf dem ihm von Pingalaka angewiesenen Sitze Platz. Dieser legte seine mit diamantgleich funkelnden Krallen gezierte rechte Hand auf ihn und sprach huldvoll: „Wie geht es dir? Warum hast du dich so lange nicht blicken lassen?“ Damanaka antwortete: „Deine Majestät bedarf meiner Dienste durchaus nicht; dennoch bin ich gekommen, weil Minister nicht schwei-

gen dürfen, wenn es Zeit ist zu reden. Auch gibt es schließlich nichts, was Könige nicht irgendwie brauchen könnten, heißt es doch:

*Zum Zähnestochern, oder wenn's ihn juckt im Ohr,  
Dem König selbst ein dunner Strohalm nützt;  
Um wieviel mehr nützt ihm da nicht ein Mann,  
Der reden kann und Hände auch besitzt!*

Jedoch:

*Betrachte stets dein Volle und Land  
Mit kritisch prüfendem Verstand!  
Von Mann und Mann den Unterschied zu sehn,  
Davon allein hängt ab dein Wohlergehn.*

Und wie richtig heißt es doch:

*Der Landmann mag die Samen allzumal  
Vermischt aussäen, ohne sie zu trennen —  
Geht auf die Saat, mag an den Pflanzen er,  
Was es für Samen war, genau erkennen.*

Darum muß ein Herr allezeit kritisch zu unterscheiden wissen. Und weiter:

*Der Diener und das Schmuckstück dürfen nur  
Am rechten Platz Verwendung finden;  
Wer wird, bloß weil in seiner Macht es steht,  
Den Kopfschmuck an den Fuß sich binden!*

*Der Edelstein, der nur in Goldschmuck paßt,  
Wird unverständig er in Blei gefaßt,  
Nicht klagt er dann, nicht mindert er den Schein,  
Nur dem, der ihn gefaßt, trägt's Tadel ein.*

*Klug ist dieser; der mit treu ergeben;  
Jener beides; diesem fehlt Verstand —  
Weiß ein König so zu unterscheiden,  
Hat er Diener stets genug zur Hand.*



Ferner aber:

*Daß stets der der beste Diener sei,  
Der im Haus geboren und ergraut,  
Ist nicht immer wahr: der beste ist,  
Der, auf dessen treuen Rat man baut.*

*Mag sie im Haus geboren sein,  
Als Schädling muß die Maus man töten;  
Die Katze nützt, drum wird um Geld  
von anderswo sie ausgebeten.*

*Wer treu, doch schwach ist, wozu ist der gut?  
Was frommt der Starke, der dir Schaden tut?  
Doch mich, o Herr, geruhe zu erkennen  
Als einen, den du treu und stark kannst nennen!*

Pingalaka erwiderte: „Lieber Damanaka, wie kannst du so reden! Du bist doch mein langjähriger Minister!“ Da sprach Damanaka: „Majestät, ich hätte etwas zu sagen!“ Der Löwe entgegnete: „Sprich, was du auf dem Herzen hast!“ Und Damanaka sagte: „Der Herr hatte sich doch aufgemacht, um einen Trunk Wasser zu tun; warum ist er wie in plötzlicher Bestürzung hier umgekehrt und stehen geblieben, ohne Wasser getrunken zu haben?“ Pingalaka aber wollte sich nichts anmerken lassen, darum sagte er: „Ach, Damanaka, das hatte weiter keinen Grund.“ Der Schakal erwiderte: „Wenn es etwas ist, Herr, das du nicht sagen magst, so laß es gut sein.“ Als Pingalaka diese Worte vernahm, dachte er: „Dieser hat mich durchschaut! Doch macht er einen brauchbaren Eindruck; warum soll ich also vor einem zuverlässigen Diener wie ihm hinter dem Berge halten? Ich will ihm sagen, was ich auf dem Herzen habe!“ Und er sprach: „Nun, Damanaka, höre doch einmal jenen lauten Ton in der Ferne!“ Jener erwiderte: „Herr, den Ton habe ich deut-

lich gehört. Was ist damit?“ Pingalaka sprach: „Mein Lieber, ich will aus diesem Walde fortziehen; denn es muß ein nie erhörtes Wesen in ihn eingedrungen sein, das diesen nie erhörten lauten Ton vernehmen läßt. Seine Stimme läßt auf seine Größe schließen, und dieser Größe muß auch seine Kampflust entsprechen. Darum ist hier keinesfalls mehr meines Bleibens.“ Damanaka entgegnete: „Hat denn der Herr von einem bloßen Ton sich Furcht einjagen lassen? Das ist nicht recht, denn:

*Zerstört wird durch des Wassers Flut die Brücke,  
Der Liebe Band durch der Verleumdung Tücke,  
Ein Plan, bewahrt man das Geheimnis nicht —  
Des Feiglings Herz durch bloße Worte bricht!*

Darum täte der Herr nicht recht, auf einen bloßen Ton hin diesen Wald, den er so lange besessen, zu verlassen. Was hört man nicht alles für Töne auf der Welt! Aber es sind eben nur Töne, und sie geben keinen Grund zur Furcht. So hört man den Schall der donnernden Wolke, der Rohrflöte, Laute, Trommel, Pauke, des Muschelhorns und der Glocke, das Knarren der Wagen und Quietschen der Türangeln, das Geräusch von Maschinen und anderes mehr, und vor alledem braucht man sich nicht zu fürchten. Auch heißt es:

*Als ich das Ding zuerst erspäht,  
Dacht' ich, es wäre ganz voll Fett;  
Doch als ich drin war, merkt ich dann:  
's ist nichts als Haut und Holz daran!*

Pingalaka fragte: „Wie war denn das?“, und Damanaka erzählte



DIE GESCHICHTE VOM SCHAKAL  
UND DER TROMMEL

Ein Schakal, dessen Hals vor Hunger mager war und der auf der Suche nach Futter überall im Walde umherstrich, kam an ein Schlachtfeld, wo zwei Heere gegeneinander gekämpft hatten. Dort hörte er einen lauten Ton. Der jagte ihm einen mächtigen Schrecken ein, und er dachte: ‚Was ist das? Ich bin verloren! Wer macht diesen Ton, und was ist das für ein Wesen, und wo ist es?‘ Als er sich nun danach umsah, entdeckte er eine Trommel, mächtig wie eine Bergspitze. Als er die sah, fragte er sich: ‚Ob die Trommel diesen Ton wohl von selbst von sich gibt, oder ob jemand anders ihn hervorbringt?‘

Wenn sie nun von den vom Wind bewegten Zweigen der Bäume getroffen wurde, dann gab sie den Ton von sich, sonst aber blieb sie still. Da ging der Schakal, um festzustellen, was es damit auf sich hätte, dicht heran und schlug aus Neugier selbst auf beide Trommelseiten. Und er dachte: ‚Ha, da habe ich endlich einmal ein reichliches Fressen gefunden! Sicher ist das Ding bis zum Rand voll Massen von Fleisch, Fett und Blut.‘ Darauf riß er das Trommelfell auf und kroch hinein, und das Fell war so hart, daß wenig fehlte, daß er sich die Zähne dabei abgebrochen hätte. Drinnen aber fand er gar nichts. Da kam er wieder heraus, lachte bei sich und sprach: ‚Als ich das Ding zuerst erspäht — und so weiter.‘

Daher sage ich: ‚Man darf sich nicht vor einem bloßen Ton fürchten. Aber wenn es dir recht ist, dann will ich dort hingehen, wo der Ton herkommt, und erkunden, was es damit für eine Bewandnis hat.‘ Pingalaka erwiderte: ‚Willst du denn wirklich wagen, zu ihm hinzugehen?‘ ‚Aber gewiß doch!‘ versetzte der Schakal, und

darauf sprach Pingalaka: ‚Nun denn, Freund, dann geh, und viel Glück auf den Weg!‘

Und Damanaka verneigte sich vor ihm, machte sich auf und ging dem Gebrüll Sandschiwakas nach. Als er in seine Nähe kam, sah er, daß es nur ein Stier war; da freute er sich und kehrte um zu Pingalaka, und als er bei ihm angekommen war, verneigte er sich und setzte sich nieder. Pingalaka aber sprach: ‚Hast du jenes Wesen gesehen?‘ ‚Jawohl, Majestät,‘ erwiderte der Schakal, und der Löwe fragte weiter: ‚Hast du es auch richtig gesehen?‘ Damanaka antwortete: ‚Ganz richtig.‘ ‚Du hast es nicht richtig gesehen,‘ sagte der Löwe, ‚denn du bist eine unbedeutende Person, und weil du schwach bist, ist es dir nicht feindlich entgegengetreten. Denn:

*Der Sturm entwurzelt nicht das zarte Gras,  
Das tief sich ihm nach allen Seiten beugt;  
Den hohen Baum, den bricht er ab wie Glas —  
Nur Großen seine Kraft der Große zeigt!*

*Tritt auch, begierig, seinen Brunstsafte\* zu genießen,  
Der Bienen trunkner Schwarm die Schläfen ihm mit Füßen,  
Nicht zürnt darum der riesenstarke Elefant —  
Nur gleiche Kraft bekämpft der Starke zornentbrannt!*

Damanaka entgegnete: ‚Das wußte ich im voraus, daß der Herr so reden würde. Doch wozu viele Worte? Ich werde das Wesen selbst dir zu Füßen führen.‘ Da freute sich Pingalaka und sprach: ‚Tu das sofort!‘ Und Damanaka begab sich wiederum zu Sandschiwaka und herrschte ihn an: ‚Komm einmal her, du elender Stier! Mein Herr Pingalaka läßt dir sagen: ‚Was erfrest du dich, fort und fort ohne Grund zu brüllen?‘ Auf diese Worte entgegnete Sandschiwaka: ‚Freund, wer ist denn dieser Pingalaka, der mir das sagen läßt?‘ Da lachte Damanaka

erstaunt und sprach: „Wie, du kennst nicht einmal den Herrn Pingalaka?“ Und grimmig setzte er hinzu: „Du wirst ihn schon noch an seinen Taten kennen lernen! Wisse, der Herr Pingalaka, der große Löwe, ist der hochgemute König der Tiere, dem alle andern Tiere dienen!“ Als Sandschiwaka das vernahm, dachte er, es sei um ihn geschehen, und in tiefster Bestürzung sprach er: „Wenn es denn sein muß, daß ich zu ihm komme, so möge er die Gnade haben, mir freies Geleit zu gewähren!“ Das versprach ihm Damanaka, begab sich zum Löwen, teilte ihm die Bitte mit und holte seine Zustimmung ein, und dann führte er so, wie er es versprochen hatte, Pingalaka dem Sandschiwaka zu. Dieser verneigte sich ehrerbietig und blieb bescheiden vor dem Löwen stehen. Der aber legte seine fleischige, wohlgerundete, lange, mit diamantgleich funkelnden Krallen gezielte rechte Hand auf ihn und sprach huldvoll: „Wie geht es dir? Woher bist du in diesen menschenleeren Wald gekommen?“ So befragt, erzählte Sandschiwaka der Reihe nach die Geschichte seiner Trennung von dem Kaufmann Wardhamanaka. Als Pingalaka sie vernommen hatte, sprach er zu ihm: „Kamerad, habe keine Furcht! Wohne nach Belieben in diesem von meinem starken Arm beschützten Walde! Und am besten hältst du dich immer in meiner Nähe; denn in diesem Wald gibt es viele Gefahren, weil er von allerlei reißenden Tieren wimmelt.“ Nach diesen Worten stieg Pingalaka mit seinem ganzen Hofstaat zum Ufer der Yamuna hinab, trank Wasser, soviel ihn gelüstete, und kehrte dann freien Schrittes wieder in sein Hoflager in dem gleichen Walde zurück. Fortan lebten Pingalaka und Sandschiwaka tagaus, tagein in wechselseitiger Liebe zusammen. Und da Sandschiwaka seinen Geist am Studium zahlreicher Wissenschaften gestählt hatte, so gelang es ihm in kurzer Zeit, Pin-

galaka die Bildung beizubringen, die ihm als Waldbewohner abging. Um es kurz zu machen: Jeden Tag berieten nur Pingalaka und Sandschiwaka die vertraulichen Angelegenheiten, die ganzen übrigen Tiere mußten abseits stehen. Karataka und Damanaka aber, da sie nicht mehr zur Nahrung erhielten, was des Löwen Kraft erlegt hatte, wurden vom Hunger gepeinigt. Da berieten sie miteinander, und Damanaka sprach: „Lieber Karataka, wir sind böse hereingefallen! Was ist da wohl zu tun? Ich bin ja selbst schuld, weil ich Sandschiwaka zu Pingalaka gebracht habe.“ Karataka entgegnete: „Was meinst du denn, daß jetzt das Richtige wäre?“ Damanaka sprach: „Freund, auch in solcher Lage weiß der Kluge sich immer noch zu helfen. Heißt es doch:

*Was fehlgeschlagen, zum Erfolg zu wenden,  
Zu sichern, was die Zukunft noch mag spenden,  
Und abzuwenden das, was Schaden bringt —  
Das ist der beste Rat, dem das gelingt!*

Vor allen Dingen muß Pingalaka von diesem Sandschiwaka getrennt werden; denn ist die Lampe fort, dann auch ihr Schein!“ Karataka entgegnete: „Du hast doch keine Machtmittel; wie willst du sie also auseinanderbringen?“ Damanaka sprach: „Freund, da muß man eben eine List ausdenken! Wie heißt es doch:

*Erreichen kann man das durch eine List,  
Was keiner Tapferkeit erreichbar ist;  
So konnt' es durch ein goldnes Band gelingen  
Der Krähe, eine Kobra umzubringen.“*

Karataka fragte: „Wie war denn das?“, und Damanaka erzählte

## DIE GESCHICHTE VON DEN KRAHEN UND DER KOBRA

Es war einmal ein Krähenpaar, das wohnte in einem Baum. So oft sie brüteten, kam eine Kobra durch den hohlen Stamm gekrochen und fraß die Jungen, noch bevor sie flügge waren. Da fragten die beiden in ihrer Verzweiflung einen mit ihnen gut befreundeten Schakal, der unter einem benachbarten Baum wohnte: „Freund, was meinst du, was wir in unserer Lage tun sollen? Daß unsere Jungen gemordet werden, ist uns gerade, als ob wir Alten auch hingeschlachtet würden!“ Der Schakal entgegnete: „Ihr braucht bei dieser Sache nicht zu verzweifeln; freilich kann der Räuber nicht wohl ohne List getötet werden.“

*Gar viele Fische groß und klein  
Der Reiher konnt' in aller Ruh' verzehren,  
Doch weil er allzu gierig war,  
Kam schließlich um er in des Krebses Scheren.“*

Das Krähenpärchen fragte: „Wie war denn das?“, und der Schakal erzählte

## DIE GESCHICHTE VON DEM REIHER UND DEM KREBS

Bei einem von mancherlei Wassergetier belebten Teich hatte ein Reiher seinen Standort. Als er alt wurde, konnte er keine Fische mehr fangen. Da stellte er sich ans Ufer des Teiches und gab sich den Anschein, als ob er sehr niedergeschlagen sei. Da kam ein Krebs, der einen Anhang von vielen Fischen hatte, und sagte: „Oheim, warum gehst du denn heute nicht wie sonst auf Nahrung aus?“ Der Reiher erwiderte: „Ich bin ein Fischesser, und so will ich ganz offen mit euch sprechen: Bisher habe ich

mein Leben gefrister, indem ich euch fing. Jetzt aber wird mir heute meine Nahrung abgeschnitten, darum bin ich betrübt.“ Sprach der Krebs: „Wodurch denn, Oheim?“ Der Reiher antwortete: „Es gingen heute Fischer an diesem Teich vorbei, die sagten: ‚In diesem Weiher sind viele Fische, darin wollen wir morgen das Netz auswerfen‘, und einer von ihnen sprach: ‚Nahe bei der Stadt sind noch andre Teiche, die wir noch nicht abgefischt haben; die wollen wir abfischen und dann hierher zurückkommen.‘ So seid denn ihr verloren, Freund; aber auch mit mir ist es aus, weil mir mein Lebensunterhalt genommen wird, und aus Kummer darüber habe ich mich heut der Nahrung enthalten.“ Das teilte der Krebs den Fischen mit. Da kamen sie alle zusammen und sprachen zu dem Reiher: „Woher man gelernt hat Gefahr zu erwarten, gerade dort kann man auch Rettung finden. Darum mußt du uns retten.“ Der Reiher entgegnete: „Ich bin ein Vogel, ich kann nichts gegen Menschen machen. Aber ich will euch aus diesem Teich einzeln in einen andern tiefen See hinübertragen.“ Da schenkten sie ihm aus Angst Vertrauen und riefen: „Väterchen, Bruder, Onkel, nimm mich, nimm mich zuerst!“ Darauf holte dieser Bösewicht die Fische einen nach dem andern, warf sie unweit von dem Teich auf eine Steinplatte, fraß sie einzeln auf und freute sich königlich. Der Krebs aber schwebte in Todesängsten und flehte wieder und wieder: „Oheim, ach bitte reiße doch endlich auch mich aus dem Rachen des Todes!“ Da dachte der Bösewicht: „Das eintönige Fischfleisch habe ich jetzt satt; ich will einmal dies feine Krebsfleisch kosten, das ich noch nie gegessen habe.“ Und so griff er den Krebs und flog mit ihm davon, wobei er alle Gewässer mied; und er wollte ihn schon auf den Felsen fallen lassen, wo er die Fische tötete, da sah der Krebs den Grätenhaufen von



den vorher gefressenen Fischen und dachte sofort: „Dieser Halunke hat die Fische überlistet und gefressen! Was soll ich jetzt bloß machen! Je nun:

*Wenn, von einem Angriff überrascht,  
Für sich selbst er keine Rettung sieht,  
Strebt der Kluge, daß er seinen Feind  
Kämpfend mit sich ins Verderben zieht.*

Der Reiher aber wußte nichts vom Griff einer Krebsschere, und in seiner Dummheit wurde ihm von dem Krebs der Kopf abgezwickt. Da kroch der Krebs mit dem Hals des Reiher, wie mit einem Lotusstengel, langsam wieder in den alten Teich zu den Fischen zurück. Die fragten ihn: „Bruder, wo ist denn der Onkel?“ Da sagte er: „Der ist tot! Hier ist der Kopf des Schurken. Durch seine List hat er viele aus eurem Stamm gefressen, aber durch mich hat er den Tod gefunden.“ Darum sage ich: „Gar viele Fische groß und klein — und so weiter.“

Da sprach das Krähenmännchen zu dem Schakal: „Was rätst du denn nun uns beiden?“ Der entgegnete: „Stehlt einem reichen Mann, einem König, Minister oder dergleichen, eine Goldschnur und legt sie in das Loch der Schlange. Wenn dann die Leute die Schnur holen wollen, werden sie die Kobra totschiagen.“ So sprach der Schakal und entfernte sich.

Das Krähenpärchen folgte seinen Worten und flog aufs Geratewohl umher auf der Suche nach einer Goldschnur. Da kam das Krähenweibchen an einen See, und siehe da, dort vergnügten sich im Wasser die Haremsdamen eines Königs, nachdem sie am Strande Goldschnüre, Perlenketten, Kleider und Schmuck abgelegt hatten. Nun nahm das Krähenweibchen eine Goldschnur fort und flog langsam und so, daß man es gut sehen konnte, nach

seinem Nest. Als die Kammerherren und Eunuchen sahen, wie die Schnur entführt wurde, liefen sie schnell mit Knüppeln bewaffnet hinterher. Das Krähenweibchen aber legte die Goldschnur in das Loch der Schlange und wartete in weiter Entfernung ab. Als nun die Höflinge auf den Baum stiegen, sahen sie die Kobra mit geblähter Haube in dem Loch sitzen, und sie schlugen sie mit Knüppelhieben tot. Nachdem sie das getan hatten, nahmen sie die Goldschnur und gingen ihrer Wege. Das Krähenpaar aber lebte fortan in Frieden.

Daher sage ich: „Erreichen kann man das durch eine List — und so weiter.

So gibt es denn nichts auf der Welt, was für Kluge unerreicher wäre. Auch heißt es ja:

*Wem Klugheit eignet, der hat Macht,  
Woher käm' Macht, fehlt der Verstand?  
Schau, wie der hochmüttolle Leu  
Den Tod durch einen Hasen fand!*

Karataka fragte: „Wie war denn das?“, und Damanaka erzählte

## DIE GESCHICHTE VON DEM LÖWEN UND DEM HASEN

In einem Waldrevier lebte ein Löwe namens Dünkeltoll, der unablässig Tiere hinmetzelte. Da kamen alle Tiere zusammen und sprachdemütig zu ihrem König: „Herr, warum richtest du dieses grausame und zwecklose Gemetzel aller Tiere an, das deiner Majestät Heil im Jenseits bedroht? Wir werden dadurch zugrunde gerichtet, und dir geht die Nahrung aus, so daß beide Teile dadurch in Bedrängnis kommen. Darum geruhe zu gestatten, daß wir selbst dir jeden Tag ein Stück Wild, reichum aus den verschiedenen Gattungen, zur Speise sen-



den.“ „Einverstanden“, sprach der Löwe, und von da an fraß er jeden Tag nur das eine Stück Wild, das jene ihm sandten. Eines Tages nun kam nach der Reihenfolge der Tierarten die Reihe an einen Hasen. Der aber dachte, als er von allen Tieren fortgeschickt wurde: „Dem Tode so in den Rachen zu laufen, ist das sichere Ende. Was wäre jetzt das Richtige zu tun? Ei, für Kluge gibt es nichts Unmögliches! So werde ich den Löwen durch eine List umbringen!“

Darauf lief er so langsam, daß er die Stunde der Mahlzeit versäumte. Und der Löwe, dem der Hals schon ganz mager war vor Hunger, fuhr ihn wütend an: „Schade, daß man, wenn man noch so wütend ist, nicht mehr tun kann, als das Leben nehmen! Du bist jetzt schon tot! Sprich, warum bist du zu spät gekommen?“ Da verneigte sich der Hase und sprach ehrerbietig: „Herr, es ist nicht meine Schuld! Auf dem Wege hierher hielt mich ein anderer Löwe an und wollte mich fressen. Da sprach ich zu ihm: ‚Ich bin auf dem Weg, um dem Herrn Löwen Dünkeltoll zur Speise zu dienen.‘ Darauf sagte er: ‚Dieser Dünkeltoll ist ein Räuber und Dieb! Rufe ihn schnell hierher, und dann soll der von uns beiden, den seine Tapferkeit als König erweist, künftig alle diese Tiere fressen!‘ So bin ich denn gekommen, dem Herrn dies zu melden.“ Als der König das vernahm, rief er zornig: „Wie kann es in diesem von meinem Arm beschirmten Wald einen zweiten Löwen geben! Komm schnell und zeige mir diesen Schurken!“ Der Hase erwiderte: „Dann komm mit, o Herr, ich will ihn dir zeigen.“ Und der Hase nahm den Löwen mit zu einem mit klarem Wasser gefüllten großen Brunnen, zeigte hinein und sprach: „Sieh, da ist er!“ Da dachte der dumme Löwe, als er sein Spiegelbild im Wasser sah, das sei sein Rivale, und in furchtbarer Wut stieß er sein Löwengebrüll aus. Da kam durch

das Echo das Gebrüll in verdoppelter Stärke aus dem Brunnen zurück. Als der Löwe dieses Brüllen hörte, dachte er: „Der ist ja schrecklich stark!“, stürzte sich auf ihn und kam ums Leben. Der Hase aber freute sich sehr, und er brachte allen Tieren die Freudenbotschaft, und von ihnen hochgepriesen lebte er friedlich in jenem Walde.

Darum sage ich: „Wem Klugheit eignet, der hat Macht — und so weiter.“

Als Karataka diese Geschichte gehört hatte, sprach er: „Nun denn, dann geh, und Glück auf den Weg! Mach es, wie du es für richtig hältst!“

Darauf begab sich Damanaka zu Pingalaka, verneigte sich und ließ sich nieder. Der sprach zu ihm: „Wokommst du her? Ich habe dich lange nicht gesehen!“ Er entgegnete: „Herr, ich bin gekommen, etwas zu melden, was, wie ich glaube, keinen Aufschub duldet. Es ist für Untergebene nicht angenehm, solches zu melden, aber sie müssen es tun in der Befürchtung, daß jedes Zögern die künftigen Unternehmen ihres Herrn vereiteln könnte.“

Auch sagt man ja:

*Wenn Weise, mögen sie auch nicht einmal  
Minister sein, darbieten ihren Rat —  
Sie sind der Boden, wo am besten keimt,  
Von Zuneigung bewässert, treuer Liebe Saat.“*

Da sprach Pingalaka, weil seine Worte glaubwürdig klangen, freundlich zu ihm: „Was wünschst du mir zu sagen?“ Er antwortete: „Dieser Sandschiwaka sinnt Böses gegen dich. Ganz im Vertrauen hat er zu mir gesagt: ‚Ich habe jetzt gesehen, wie es um die Dreifache Macht\* dieses Pingalaka bestellt ist; daher werde ich ihn töten und selbst die Herrschaft ergreifen.‘“ Diese Worte trafen Pingalaka härter als ein Donnerschlag; der Schrecken

verwirrte ihm den Verstand, und er konnte kein Wort sprechen. Damanaka aber las in seiner Miene und sprach: „Dieses schlimme Übel kommt davon, daß ein Minister alle Macht in Händen hat! Mit Recht heißt es:

*Erhöhn sich Fürst und Kanzler beide gar zu sehr,  
Stemmt, sie zu stützen, fest Fortuna ein den Fuß;  
Doch weil sie nur ein Weib, wird ihr die Last zu schwer,  
Daß sie von beiden einen fallen lassen muß.*

*Hat einem einz'gen Mann im Reich  
Der König alle Macht beschieden,  
Befällt Verblendung den wie Rausch,  
Und Hochmut macht ihn unzufrieden;  
Die Unzufriedenheit verlockt sein Herz,  
Nach Unabhängigkeit zu streben,  
Und danach strebend wird er dann  
Dem König trachten nach dem Leben.*

*Bei Speise, die mit Gift gemischt,  
Bei einem Zahn, der lose sitzt,  
Bei dem Minister, der nicht treu,  
Nur radikales Wegtun nützt.*

Jener aber schaltet und waltet augenblicklich in allem ungehindert nach seinem Belieben. Was ist in solchem Falle angebracht? Es heißt:

*Der Minister, der, obwohl ihm treu,  
Ihm zum Schaden übt des Amtes Pflichten —  
Wenn der König den gewähren läßt,  
Wird gewiß er ihn zugrunde richten.\**

Als der Löwe das vernommen, sprach er: „Aber ich habe doch nie solch einen guten Diener gehabt, wie könnte der mir untreu werden?“ Damanaka entgegnete: „Herr, ob Diener oder nicht, danach allein kann man nicht gehen! Es heißt ja:

*Wo wäre wohl der Mann, dem nicht  
Nach königlichem Glanz die Wünsche fliegen?  
Die Schwachen und Gebeugten nur  
Mit Dienst bei Fürsten sich begnügen.\**

Der Löwe erwiderte: „Freund, trotz allem will mein Herz ihm nicht böse werden; denn:

*Wer liebte nicht den eignen Leib,  
Ob ihm auch hasset manch Gebrechen an?  
Lieb bleibt doch stets der liebe Freund,  
Auch wenn er uns viel Kummer angetan.\**

Damanaka entgegnete: „Daher kommt das Unglück ja gerade! Der, auf den der Herr unter Zurücksetzung aller übrigen Tiere seine ganze Liebe geworfen hat, der begehrt jetzt die Herrschaft! Ja:

*Wenn gar zu sehr an einem Mann  
Der König läßt sein Auge hängen,  
Sei's am Verwandten, sei's am eignen Sohn,  
Wird der ihn aus Fortunas Gunst verdrängen.*

*Nicht zum Schaden angestammter Diener  
Soll der König neu gekomm'ne ehren,  
Denn ein größtes Übel gibt es nicht  
Unter denen, die ein Reich zerstören.\**

Der Löwe erwiderte:

*„Den ich früher gerne nannte  
Öffentlich der Tugend Hort,  
Kann ich tugendlos nicht schelten,  
Will ich treu sein meinem Wort!“*

Außerdem: ich habe ihm doch als Schutzsuchendem Sicherheit versprochen, ihn zu mir geholt und ernährt— wie könnte er da so undankbar sein, mir Böses zu sinnen?“ Damanaka erwiderte:

„Wenn man auch noch so treulich hegt den Bösen,  
Stets fällt zurück er in sein böses Wesen:  
So wie ein Hundeschwanz, mit Salb' und Öl gekrümmt,  
Stets wieder die ursprüngliche Gestalt annimmt.

Dieses Übel der Gesellschaft Sandschiwakas vereitelt Deiner Majestät die Erreichung der drei Lebensziele.\* Sollte aber Deine Majestät trotz meiner vielfachen Warnungen meine Worte in den Wind schlagen und tun, wie ihr beliebt, so darf sie, wenn es in Zukunft ein Unglück gibt, nicht dem Diener die Schuld geben; wie es heißt:

*Den Lüsten frönend achtet nicht  
Des Heils der König und der Pflicht,  
Folgt Lust und Laune unverwandt,  
Gleich wie ein brünst'ger Elefant;  
Wenn dann, von Hochmut angeschwellt,  
Er in des Kummers Grube fällt,  
Gibt er dem Diener Schuld dafür,  
Sieht nicht die eigne Ungebühr.“*

Der Löwe sprach: „Freund, da nun die Dinge so liegen, soll ich ihm wohl eine Zurechtweisung erteilen?“ Damanaaka erwiderte: „Wie kannst du ihn zurechtweisen wollen! Das wäre eine schöne Politik!

*Wird ein Feind zurechtgewiesen, dann  
Eilt er, dir zu schaden wie er kann;  
Weis' den Feind zurecht drum, laß dir raten,  
Nicht mit Worten, sondern nur mit Taten!*

Auch heißt es:

*Wessen Charakter nicht genau man kennt,  
Dem darf man keine Zuflucht geben;  
Die Wanze Tintibha war schuld,  
Daß Krabbelsachte kam ums Leben.“*

Pingalaka fragte: „Wie war denn das?“, und Damanaka erzählte

## DIE GESCHICHTE VON DER LAUS UND DER WANZE

Ein König hatte in seinem Schlafgemach ein unvergleichlich schönes, mit allen Vorzügen ausgestattetes Bett. Darin lebte an einer Stelle der Bettdecke eine Laus mit Namen Krabbelsacht. Indem sie sich am Blut des Königs gütlich tat, lebte sie lange Zeit glücklich und in Frieden. Eines Tages nun landete auf dem Bett, vom Winde herbeigeweht, eine Wanze namens Tintibha. Als die dieses Bett sah — mit einer wunderfeinen Oberdecke und Doppelkissen, breit wie eine Sandbank im Ganges, herrlich weich und köstlich duftend —, war sie begeistert davon. Und als sie, entzückt, wie schön es sich anfühlte, darin hin und her kroch, wurde sie zufällig von Krabbelsacht gesehen. Die sprach zu ihr: „Woher kommst du an diese für dich unpassende Wohnstatt? Make dich fort von hier!“ Die Wanze erwiderte: „Meine Verehrte, ich habe schon mancherlei Blutsorten gekostet, von Brahmanen, Adel, Gemeinfreien und Knechten; aber die schmeckten alle herb, schleimig, unbefriedigend und unangenehm. Der Benutzer dieses Bettes dagegen muß ohne Zweifel ein wundervolles nektargleiches Blut haben. Da durch die ärztlich verordnete, dauernde und intensive Anwendung von Heilkräutern und sonstigen Mitteln Wind, Galle und Schleim\* bei ihm in Ordnung gehalten werden, muß er von einwandfreier Gesundheit sein; und darum stelle ich mir sein Blut — gebildet durch eine aus fetten köstlichen Säften und dem feinsten und kräftigsten Fleisch von Vögeln, Land- und Wassertieren bestehende, mit Kandiszucker, Sirup, Granatäpfeln, Pfeffer und Ingwer gewürzte Nahrung — wie ein Lebenselixier vor. Und dieses wohlriechende und nahrhafte Blut wünsche ich mit deiner Erlaubnis zu kosten.“

Darauf entgegnete Krabbelsacht: „Das kommt gar nicht in Frage für einen wie dich, dessen Mund wie Feuer brennt und der nur vom Beißen lebt! Darum entferne dich aus diesem Bett!“ Da fiel die Wanze ihr zu Füßen und trug ihr nochmals die gleiche Bitte vor. Die Laus aber willigte aus Gutmütigkeit ein und sprach: „Seis drum; aber du darfst ihn nicht zur unrechten Zeit und nicht an einer zu empfindlichen Stelle angreifen.“ Die Wanze entgegnete: „Was ist denn die rechte Zeit dafür? Ich verstehe nichts davon, weil ich darin keine Erfahrung habe.“ Die Laus sprach: „Wenn er nach einem Trinkgelage erschöpft in Schlaf gesunken ist oder nach dem Liebesspiel ganz fest schläft, dann mußt du behutsam und sanft zu Werke gehn. Wenn ihn der Schlaf des Rausches oder der Ermattung übermannt, dann wird er nicht so leicht wach.“

Die Wanze versprach das; aber dessenungeachtet biß sie, der rechten Zeit unkundig und von Hunger gequält, kaum daß es Nacht geworden war, den gerade erst eingeschlafenen König in den Rücken. Der aber sprang, wie von einem Feuerbrand versengt, hastig auf und rief: „Ha, es hat mich etwas gebissen! Man sehe einmal nach!“ Da bekam es die Wanze mit der Angst zu tun, als sie die Worte des Königs hörte; sie lief von dem Bett herunter und kroch in eine Ritze. Die Bettwächter aber holten auf Befehl ihres Herrn eine Lampe und suchten alles genau ab, und als sie das Bettuch umdrehten, fanden sie Krabbelsacht darin sitzen und schlugen sie tot.

Darum sage ich: „Wessen Charakter nicht genau man kennt — und so weiter.“

Als die Geschichte zu Ende war, sprach Pingalaka: „Freund, woran soll ich erkennen, daß er Verrat sinnt, und welches ist seine Kampfweise?“ Damanaka antwortete: „Sonst naht er Deiner Majestät immer in freier

und ungezwungener Haltung. Wenn er nun heute herankommt, die Hörner zum Stoß gesenkt, kampfbereit und sich unruhig nach allen Seiten umblickend, dann kannst du daraus schließen, daß er ein Verräter ist.“

Nachdem er mit solchen Reden das Herz des Löwen vergiftet, begab sich Damanaka zu Sandschiwaka, und zögernden Ganges stellte er sich, als ob ihn große Sorgen bedrückten. Da erkundigte sich Sandschiwaka höflich: „Es geht dir doch gut, mein Lieber?“ Damanaka antwortete: „Wie kann es einem Fürstendiener gut gehn?

*Sein Wohlergehen liegt in fremden Händen,  
Sein Herz hat Sorg' und Kummer aller Enden,  
Vor Augen immer sieht den Tod,  
Wer essen muß des Königs Brot.“*

Als er Damanaka, der seine wahren Gedanken tief im Herzen verbarg, so reden hörte, fragte Sandschiwaka: „Freund, was ist denn da los?“ Damanaka antwortete: „Eigentlich darf man ja Vertraulichkeiten eines Königs nicht ausplaudern. Aber schließlich bist du im Vertrauen auf mich hergekommen und hiergeblieben. Deshalb kann ich nicht umhin, dir zu sagen, was zu deinem Heile ist. Dieser Herr Pingalaka sinnt Verrat gegen dich. Heute hat er gesagt: ‚Ich werde Sandschiwaka töten und mit seinem Fleisch mein Gefolge sättigen.‘“

Als Sandschiwaka das vernahm, bemächtigte sich seiner tiefe Niedergeschlagenheit. Damanaka aber sprach: „Du mußt dir ungesäumt überlegen, was dabei zu tun ist!“ Da er nun von früher Damanakas Worte als zuverlässig kannte, war Sandschiwakas Sinn verstört, und er fürchtete sich sehr und dachte: „O weh! Was ist mir da zustoßen!



*Daß eifriges Bemühn des Königs Huld  
schließlich gewinnt — ist das wohl staunenswert?  
Doch gänzlich unerhört ist ein Idol,  
Das, angebetet, sich zum Feind verkehrt!*

Und es ist bei dieser Sache gar nichts zu machen; denn:

*Ein Zorn, der aus bestimmtem Grund entstand,  
Legt sich von selbst, sobald der Anlaß schwand;  
Doch Zorn, der ohne Grund ein Herz erfüllt,  
Undenkbar ist's, daß den ein anderer stillt!*

Und mit Recht heißt es auch:

*Nie anzustoßen wird kein Diener fertig bringen,  
Den Herrn nie zu erzürnen keinem wird gelingen;  
Doch einen Mann von ausgezeichnetem Verstand,  
Den man in langen Jahren treu und ehrlich fand,  
Leichtfertig nimmermehr verstößt man diesen,  
Eh' strengste Prüfung seine Schuld erwiesen!*

Im übrigen aber:

*Wenn der Arzt, der Kanzler, der Kaplan  
Reden nur von angenehmen Dingen,  
Um Gesundheit, Schatz und Seelenheil  
Werden sie geschwind den König bringen.'*

Und so sprach er: „Was habe ich denn dem Herrn Pingalaka zu Leide getan?“ Damanaka antwortete: „Kamerad, Könige brauchen keinen Anlaß zu Feindseligkeiten und suchen bei andern immer nach Blößen.“ Sandschiwaka sprach: „So ist es; und mit Recht sagt man:

*Diener, die nützlich sind und treu ergeben,  
Liebes und Gutes nur zu wirken streben,  
Des Diensts Geschäfte aus dem Grund verstehn,  
Obn' Arg und Falsch, — sobald sie ein Versehn*

*Verschulden, ist's ihr sicheres Verderben;  
Unsicher bleibt, ob je sie Lob erwerben.  
Gefahrvooll ist zu dienen drum  
Der Erde Fürsten grad so sehr,  
Wie der Gewässer Fürsten sich  
Anzuvertraun, dem weiten Meer.“*

Damanaka sprach: „Ja, ich habe längst erkannt, daß dieser König Pingalaka anfangs von süßen Worten überfließt, am Ende aber ein Herz wie Gift hat.“ Sandschiwaka entgegnete nachdenklich: „So ist es. Das habe ja auch ich mit ihm erlebt. Aber es muß ihn jemand gegen mich aufgehetzt haben. Sagt man doch mit Recht:

*Selbst Bergeshöhen werden fortgerissen  
Vom weichen Wasser langsam untergraben;  
Wie leicht muß da bei weichen Menschenherzen  
Es der Verleumder scharfe Zunge haben!*

Da es nun so steht, was ist jetzt zu tun? Nun, was wohl anderes als kämpfen? Es wäre Unrecht, weiter seinen Befehlen zu gehorchen; denn es heißt:

*Den Lehrer selbst, der hoffartblind  
Vergaß, was tun er darf, was nicht,  
Der einschlug des Verderbens Pfad,  
Ist zu bestrafen Recht und Pflicht.*

*Die Himmelswelten, die als Lohn von Opfer,  
Almosen und Kasteiung Fromme erben,  
Kann, läßt er in rechtem Kampf sein Leben,  
Im Augenblicke der Tapfere erwerben.*

*Leben und Ehre, Hab und Gut  
Ist kämpfend zu verteidigen Gebot;  
Nichts Schönres für den Mann als Tod im Kampf!  
Wer lebt als Knecht des Feindes, der ist tot!“*

Damanaka erwiderte: „Freund, das ist nicht der richtige Weg; denn:

*Wer seines Gegners Kraft nicht kennt  
Und kämpfend über ihn fällt her,  
Demütigung zieht der sich zu  
Wie von dem Strandläufer das Meer.“*

Sandschiwaka fragte: „Wie war denn das?“, und Damanaka erzählte

#### DIE GESCHICHTE VON DEN STRANDLÄUFERN UND DEM MEER

Irgendwo am Meeresstrande wohnte ein Strandläuferpaar. Eines Tages, als das Weibchen seine Eier legen wollte, sprach es zu seinem Gatten: „Mann, suche einen Platz, der sich zur Eierablage eignet!“ Der erwiderte: „Ei nun, gerade hier dieser Platz ist sehr vorteilhaft, lege nur hierhin!“ Sie aber sprach: „Von diesem gefährlichen Platz will ich nichts wissen! Da könnten mir womöglich, wenn die Flut kommt, die Wellen meine Jungen rauben!“ Das Männchen entgegnete: „Meine Liebe, das Meer ist nicht stark genug, mit mir einen solchen Streit anzufangen.“ Da lachte sie und sprach: „Deine Kraft ist doch mit der des Meeres gar nicht zu vergleichen! Wie kannst du deine Stärke und Schwäche so verkennen! Es heißt:

*Schwer ists, sich selber richtig einzuschätzen  
Und, was man kann und nicht kann, klar zu sehn,  
Jedoch wem solche Einsicht ward gegeben,  
Dem wird selbst in Gefahr kein Leid geschehn.*

Und weiter heißt es:

*Wer nicht auf das hört, was ein Freund  
Ihm sagt zu seinem Nutz und Frommen,  
Wird wie die dumme Schildkröt', die  
Den Stock losließ, zu Tode kommen.“*

Der Strandläufer fragte: „Wie war denn das?“, und sie erzählte

#### DIE GESCHICHTE VON DEN GÄNSEN UND DER SCHILDKRÖTE

In einem Teiche lebte eine Schildkröte namens Muschelhals. Die hatte zu Freunden zwei Gänse mit Namen Schlank und Üppig. Nun trat einmal im Wechsel der Zeiten eine zwölfjährige Dürre ein. Da kamen die beiden auf den Gedanken: „In diesem Teich ist das Wasser knapp geworden; wir wollen nach einem andern Gewässer ziehen. Aber wir wollen erst von unserm lieben Freund Muschelhals, mit dem wir solange zusammengelbt haben, Abschied nehmen.“ Als sie das taten, sprach die Schildkröte zu ihnen: „Warum wollt ihr Abschied von mir nehmen? Wenn ihr mich lieb habt, müßt ihr auch mich aus dem Rachen des Todes erretten. Denn euch droht, wenn in dem Teich das Wasser ausgeht, höchstens Nahrungsmangel; für mich aber ist es der sichere Tod. Nun überlegt einmal, was ist schlimmer: Verlust der Nahrung oder des Lebens?“ Die beiden Gänse antworteten: „Du hast recht; so ist's! Aber du weißt ja selbst, was nun geschehen muß. Wir wollen dich gern mitnehmen, aber du mußt dich zusammennehmen und darfst unterwegs kein Wort sprechen.“ Die Schildkröte versprach das. Da holten die Gänse einen Stock und sprachen: „An diesem Stock beiße dich in der Mitte fest, wir aber wollen ihn an den beiden Enden packen und

dich durch die Luft weit weg in einen großen See tragen.“ So geschah's. Als aber die Einwohner einer nahe bei dem Teich gelegenen Stadt die über ihren Köpfen dahingetragene Schildkröte erblickten, erhoben sie einen großen Lärm und schrien: „Was tragen denn da die Vögel durch die Luft dahin, ein Ding so groß wie ein Wagenrad?“ Als die Schildkröte das hörte, ließ sie, da ihr ein naher Tod bestimmt war, den Stock los und rief: „Was soll dieser Lärm?“ Und im selben Augenblick, wo sie diese Worte sprach, fiel sie von dem Stock ab zur Erde, und sie war kaum auf den Boden gefallen, da war sie auch schon von Leuten, die nach ihrem Fleische verlangten, mit scharfen Messern in Stücke geschnitten.

Darum sage ich: „Wer nicht auf das hört, was ein Freund — und so weiter.“

Und weiter sprach das Strandläuferweibchen:

*„Geistgegenwart und Vorbedacht, die litten keine Not,  
Der törichte Kommwasdawill dagegen fand den Tod.“*

Der Strandläufer fragte: „Wie war denn das?“, und das Weibchen erzählte

#### DIE GESCHICHTE VON VORBEDACHT, GEISTGEGENWART UND KOMMWASDAWILL

In einem großen Teich lebten einst drei große Fische, die hießen Vorbedacht, Geistgegenwart und Kommwasdawill. Eines Tages hörte Vorbedacht, im Wasser des Teiches schwimmend, wie Fischer daran vorbeigingen und sprachen: „In diesem Teich sind viele Fische, in dem wollen wir morgen fischen.“ Als Vorbedacht das hörte, dachte er: „Die kommen bestimmt wieder. Darum will ich Geistgegenwart und Kommwasdawill mit mir nehmen und mich in einen andern Teich flüchten, dessen

Abfluß nicht versperrt wird.“ Darauf rief er seine beiden Kameraden herbei und forderte sie auf, fortzuziehen. Da sprach Geistgegenwart: „Wenn die Fischer herkommen, dann werde ich mich schon durch irgendein Mittel, wie es der Augenblick ergibt, zu retten wissen.“ Kommwasdawill aber, dem ein naher Tod bestimmt war, hörte überhaupt nicht auf Vorbedachts Worte und traf keine Anstalten zum Fortziehen. Als Vorbedacht so erkannte, daß die beiden entschlossen waren, zu bleiben, schwamm er in den Fluß hinaus und begab sich in einen andern Teich.

Am Tage, nachdem er fortgezogen war, kamen die Fischer mit ihren Knechten, sperrten den Zufluß ab, warfen ein Streichnetz aus und fingen alle Fische bis zum letzten. Als es nun so kam, ging Geistgegenwart ruhig ins Netz und stellte sich, als wäre er tot, und die Fischer dachten: „Dieser große Fisch ist von selbst eingegangen“, nahmen ihn aus dem Netz und legten ihn an den Rand des Wassers. Da sprang er auf und schwamm flugs in ein anderes Gewässer. Kommwasdawill aber wußte gar nicht, was er tun sollte, irrte hin und her und wurde im Netz gefangen und mit Knüppeln totgeschlagen. Darum sage ich: „Geistgegenwart und Vorbedacht, die litten keine Not — und so weiter.“

Der Strandläufer erwiderte: „Meine Liebe, hältst du mich etwa für einen Kommwasdawill? Mach dir darum keine Sorgen! Wer könnte dir etwas anhaben, wenn mein Arm dich schützt?“ Da legte das Weibchen seine Eier dorthin. Das Meer aber hatte die Reden des Strandläufers gehört und war neugierig, was es damit auf sich hatte; es nahm die Eier fort und dachte: „Ich will doch einmal sehen, was er jetzt anfängt!“ Als nun das Weibchen das leere Nest sah, sprach es bekümmert zu seinem Männchen: „Jetzt ist mir Unglücklicher das Unheil ge-



schehen, das ich dir vorausgesagt hatte; weil wir einen verkehrten Platz ausgesucht hatten, sind unsere Kinder umgekommen!" Der Strandläufer erwiderte: „Jetzt, meine Liebe, sollst du einmal sehen, was ich vermag!" Darauf berief er eine Vogelversammlung ein und berichtete von dem Unglück, das ihm durch den Raub seiner Kinder widerfahren war. Da sprach einer der Vögel: „Wir können zwar nicht mit dem Meere kämpfen; aber was wir tun können, ist dies: wir wollen uns alle zusammen bei Garuda\* beschweren und seine Entrüstung wecken. Er wird unsern Kummer beheben." Das beschlossen die Vögel und begaben sich zu Garuda. Der aber war von dem erhabenen Wischnu zum Kampfe der Götter mit den Dämonen zu sich entboten worden. Und gerade zu dieser Zeit meldeten die Vögel ihrem Herrn und König, was ihnen das Meer durch den Raub der Jungen für Leid angetan habe: „Herr, obwohl wir unter deinem mächtigen Schutz stehen, hat das Meer uns Gewalt angetan, indem es unsere Jungen raubte." Als Garuda diese Not seines Volkes sah, wurde er zornig. Gott Wischnu aber erkannte vermöge seiner Fähigkeit, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges zuschauen, was in Garudas Herzen vorging, und kam von selbst zu ihm. Als Garuda den Gott erblickte, sprach er in großer Erregung zu ihm: „Ist das wohl recht, daß mir, obwohl ich unter deinem Schutz stehe, dieses elende Meer eine solche Demütigung zufügt?" Nachdem er die Sache untersucht, lächelte der Gott und sprach zu dem Meer: „Gib sofort dem Strandläufer die Eier zurück, sonst werde ich dich mit feurigen Waffen versengen, werde durch Tausende von Höllenfeuern\* dein Wasser schwinden machen und werde dich in trockenes Land verwandeln." Da gab das Meer auf Befehl des Gottes in Furcht dem Strandläufer seine Eier zurück.

Daher sage ich: „Wer seines Gegners Kraft nicht kennt — und so weiter.“ Sandschiwaka verstand Damanaka gar wohl und fragte ihn: „Kamerad, sage mir doch, welches ist seine Kampfesweise?" Damanaka erwiderte: „Sonst erwartet er dich immer, indem er behaglich auf einer Felsplatte liegend nach dir ausschaut. Wenn er nun heute von vornherein mit aufgerichtetem Schweif, sprungbereiten Beinen, aufgerissenem Maul und gespitzten Ohren deine Ankunft schon von weitem erwartend dasteht, dann weißt du, daß er feindliche Absichten gegen dich hat, und kannst dich entsprechend verhalten.“

Nach diesen Worten begab sich Damanaka zu Karataka. Dieser sprach zu ihm: „Was hast du ausgerichtet?" Er entgegnete: „Es ist mir geglückt, sie einander zu entzweien; du wirst es schon an dem merken, was daraus wird! Und was wäre dabei zu verwundern? Heißt es doch:

*Recht gesäte Zwietracht trennt  
Auch die fest zusammenhalten,  
Wie des Wassers Fluten selbst  
Festen Fels der Berge spalten."*

Nachdem er so gesprochen, ging Damanaka mit Karataka zu Pingalaka. Da kam auch Sandschiwaka verstörten Sinnes ganz langsam heran, und da er den Löwen gerade so aussehend und sich verhaltend fand, wie es ihm Damanaka zuvor beschrieben hatte, so traf er für sich selbst entsprechende Vorsichtsmaßregeln. Pingalaka wiederum schenkte, als er ihn dies tun sah, den Worten Damanakas Glauben und stürzte sich wütend auf ihn. Von den Spitzen seiner beilähnlichen Klauen wurde Sandschiwakas Rücken zerfleischt, und dieser riß ihm durch einen Stoß mit seinen Hörnern den Leib auf und



kam so mit knapper Not wieder von ihm los. Darauf entspann sich noch einmal ein furchtbarer Kampf zwischen den beiden wütenden Tieren.

Als aber Karataka sah, wie die beiden von Blut gerötet waren gleich zwei blühenden Palascha-Bäumen, sprach er vorwurfsvoll zu Damanaka: „Pfui, du Bösewicht! Das alles hast du angerichtet durch deine Torheit! Jeder ist doch bestrebt, du Narr, seinen Herrn mit ausgezeichneten Männern zu umgeben; du aber hast mit verleumderischen Worten Zwietracht gesät und unsern Herrn von seinem Freund getrennt. Wie soll ihm da das Glück werden, an Vorzügen reiche Helfer zu besitzen? Und es heißt doch:

*Ist der König tugendhaft, doch schlecht  
Sein Minister, naht man ihm mit Grausen  
Wie dem Teich voll Wasser süß und klar,  
Darin böse Krokodile hausen.*

Und ferner, wer wird zu einem Manne Vertrauen haben, der in einem Munde zwei Zungen besitzt? Heißt es doch:

*Zweizüngig, schreckerregend, grausam, mitleidslos —  
Des Bösen und der Schlange Mund tun Schaden bloß!*

Aber auch mir droht durch das, was du getan hast, Gefahr. Inwiefern?

*Wer falsch ist, dem vertraue nie  
Und denk': 'Ich kenn' ihn ja so lange!  
Hast noch so lang gehegt du sie,  
Zu beißen hört nicht auf die Schlange.*

*Wer klug und ehrlich ist, dem darfst getrost du nah'n,  
Wer klug ist, aber falsch, bei dem laß Vorsicht walten;  
Mitleidig nimm dich des, der dumm und ehrlich, an —  
Wer dumm und falsch, den mußt du gänzlich fern dir halten.*

Du hast nicht nur dein Bestes getan, deine eigene Familie zugrunde zu richten, sondern hast dich auch gegen unsern Herrn vergangen. Wenn du aber schon deinen eigenen Herrn in solche Lage bringst, so wird dir an einem andern nicht mehr liegen, als an einem Strohhalme; heißt es doch:

*Die Waage, tausend Unzen schwer von Eisen,  
Wo die gefressen worden ist von Mäusen,  
Da kann ein Falke Elefanten rauben —  
Warum wollt von dem Knaben ihr's nicht glauben?\**

Damanaka fragte: „Wie war denn das?“, und Karataka erzählte

## DIE GESCHICHTE VON DEN EISENFRESSENDEN MÄUSEN

In einer Stadt lebte ein verarmter Kaufmann. Der zog einst in die Fremde, um Geld zu erwerben. Nun hatte er in seinem Hause eine von seinen Vorfahren ererbte Waage, die aus tausend Unzen Eisen gemacht war. Die übergab er einem andern Kaufmann zur Aufbewahrung, und dann brach er auf in die Fremde. Da er aber kein Glück hatte, so kam er nach langer Zeit zurück, ohne etwas gewonnen zu haben. Nun forderte er von dem andern Kaufmann die ihm anvertraute Waage zurück. Der aber war ein habgieriger Mann und sprach: „Die Waage haben die Mäuse gefressen.“ Da dachte der andre: „Das ist ja erstaunlich! Wie können wohl Mäuse eine tausend Unzen schwere eiserne Waage fressen?“ Er sagte aber, innerlich lachend: „Ja natürlich! Das kommt daher, daß Eisen so nahrhaft, süß und weich ist, da müssen es die Mäuse ja fressen!“ So stimmte er mit Worten zu.

Der Betrüger aber freute sich sehr, fing an, ihn wie einen geehrten Gast mit Fußwaschwasser und so weiter zu bedienen und lud ihn zum Essen ein. Nicht weit von seinem Hause war ein Fluß; als der andre dorthin ging, um zu baden, schickte er einen seiner Söhne hinter ihm her mit Myrobalanen und einem Badegewand\*. Jener aber verbarg auf dem Rückweg vom Bade den Knaben im Hause eines anderen Freundes und kehrte dann zu dem Kaufmann zurück. Als der ihn fragte: „Wo ist denn der Knabe, den ich dir nachgeschickt habe? Hierher ist er nicht zurückgekommen!“, entgegnete er: „Ein Falke hat ihn entführt.“ Als das der Kaufmann hörte, geriet er in heftige Erregung, packte ihn rauh am Arm, schleppte ihn vor Gericht und schrie: „Hilfe! Hilfe! Dieser Schurke hat meinen Sohn irgendwo versteckt!“ Da fragten die Richter den Beschuldigten: „Was soll das heißen? Sage an!“ Der entgegnete: „Ein Falke hat ihn entführt.“ Da verwunderten sich die Richter und sprachen: „Das ist doch unglaublich! Wie kann wohl ein Falke einen Knaben entführen?“ Er aber erwiderte: „Was ist daran wunderbar?

*Die Waage, tausend Unzen schwer von Eisen,  
Wo die gefressen worden ist von Mäusen,  
Da kann ein Falke Elefanten rauben —  
Warum wollt von dem Knaben ihr's nicht glauben?“*

Als sie das vernahmen, merkten die Richter, wie sich die Sache verhielt, und sprachen: „Gib du ihm seine eisernerne Waage wieder, und er wird dir deinen Sohn zurückbringen!“ Und beide taten also.

Darum sage ich: „Die Waage, tausend Unzen schwer von Eisen — und so weiter. Aber was nutzt es, dich zu belehren, der du so wenig Verstand hast wie ein Stück Vieh?

*Bei dem hat Unterweisung Zweck,  
Der lernt, was einmal er gehört;  
Doch du bist fühllos wie ein Stein —  
Was nutzt es, wenn man dich belehrt?*

Im übrigen, du Narr, ist es nicht angezeigt, in deiner Gesellschaft zu bleiben; denn durch den Umgang mit dir könnte womöglich auch ich Schaden nehmen, wie man sagt:

*Guten und Schlechten sich gesellend nimmt ein Mann  
Von diesen Tugenden, von jenen Laster an;  
So wie der Wind, der mancherlei Gefild durchweht,  
Sich hier mit süßem, dort mit üblem Duft belädt.*

*Klug bist du nur in List und Tücke,  
Freundschaften gehn durch dich in Stücke;  
Wo deinesgleichen kommandiert,  
Kein Ding zu gutem Ende führt!“*

So sprechend ging Karataka von Damanaka fort. Inzwischen hatte Pingalaka Sandschiwaka getötet. Danach legte sich sein Grimm, er wischte seine blutbeschmierte Pranke ab, seufzte tiefbekümmert und sprach reuevoll: „O weh, was habe ich doch für eine große Untat begangen, daß ich Sandschiwaka, mein zweites Ich, getötet habe! Heißt es doch:

*Eher verschmerzt der König ein Stück Land,  
Als Diener, die er treu und klug erfand.  
Verlor'nes Land kann leicht er neu erwerben,  
Der Diener Tod ist schlimm wie eig'nes Sterben.“*

Als Damanaka den Löwen so bekümmert klagen hörte, schlich er behutsam an ihn heran und sprach: „Ist das wohl logisch oder politisch klug, sich zu grämen, wenn man einen Nebenbuhler erschlagen hat? Heißt es nicht:

*Und sei's der Vater, Bruder oder Sohn,  
Der beste Freund — stellt nach er seinem Leben,  
So darf der König, ist sein Heil ihm lieb,  
Nicht davor scheuen, ihm den Tod zu geben.*

*Den weichherzigen König, den Brahmanen,  
Der alles ißt\*, den widerspenst'gen Knecht,  
Den lässigen Beamten und das Weib,  
Das nicht gehorcht, den Freund, der falsch und schlecht —  
Die alle meide man mit Fleiß  
Und einen, der von Dank nichts weiß.*

*Winkst Freud' am Ziele, magst du weite Reise wagen,  
Ein Kind selbst, wenn es klug ist, magst um Rat du fragen,  
Den eignen Leib gib hin dem Bettler, der in Not —  
Den eignen Arm hau ab, wenn von ihm Schaden droht!*

Und für den König gilt nicht die allgemeine Moral der gewöhnlichen Menschen. So heißt es:

*Nach dem, was gilt für den gemeinen Mann,  
Kann nicht der König seines Amtes walten;  
Was Fehler man bei andern Menschen nennt,  
Muß man für Tugenden beim König halten.*

*Bald streng, bald liebenswürdig, falsch und wahr,  
Grausam und mild, Freigebigkeit gepaart  
Mit Habgier, reichlich spendend immerdar  
Und rastlos sammelnd Schätze aller Art —  
Vielfältig wandelbar, an Listen gleich  
Des Königs Staatskunst ist der Dirne gleich.\**

Nachdem Damanaka ihn solchermaßen getröster, gewann Pingalaka seine Fassung wieder, und mit Damanaka als Minister erfreute er sich wie vordem seiner Königsherrschaft.

Hier beginnt das zweite Buch mit dem Titel

## GEWINNUNG VON FREUNDEN

Davon lautet die erste Strophe:

*Wenn solche, die arm sind und mittellos scheinen,  
Als Freunde nur klug ihre Kräfte vereinen,  
So führen sie schnell, was sie vorhaben, aus,  
Wie Schildkröte, Krähe, Gazelle und Maus.*

Die Prinzen fragten: „Wie war denn das?“, und Wischnuscharman erzählte:

Nicht weit von der Stadt Mahilaropja im Dekkhan stand ein großer Schalmali-Baum mit starkem Stamm und mächtigen Ästen, zu dem von überall her die Vögel kamen, um darauf die Nacht zu verbringen. Auf diesem Baume wohnte auch eine Krähe mit Namen Schnellflug. Als die eines Morgens ausflog, um Futter zu suchen, sah sie einen Vogelsteller dem Baum sich nähern, der mit seinen rissigen Händen und Füßen, seinem zottig-behaarten Leibe, mit Netz und Knüttel in der Hand, schrecklich anzusehen war wie ein zweiter Todesgott. Als sie den erblickte, dachte die Krähe besorgt: „Was hat dieser Bösewicht vor? Hat er es auf mich abgesehen, oder führt er sonst etwas im Schilde?“ Und so blieb sie dort und beobachtete. Der Jäger aber kam zu dem Baum, breitete das Netz aus, streute Getreidekörner hinein und versteckte sich in der Nähe. Da erblickte ein Taubenkönig namens Bunthals, der dort mit seinem Gefolge



von tausend Tauben in der Luft umherstrich, die Körner. Er konnte der Verlockung nicht widerstehen; um des Futters willen flog er in das Netz und war mit seinem gesamten Gefolge in den zähen Maschen gefangen. Bei diesem Anblick freute sich der Jäger sehr und eilte seinen Knüttel schwingend herzu. Als aber Bunthals seine Untertanen hin und her flattern und mit Schnäbeln und Krallen planlos an dem Netz herumzerren sah, sprach er zu ihnen: „Ein großes Unglück hat uns hier befallen! Da gibt es nur eine Rettung: wir müssen alle e i n e s Sinnes sein, uns zusammen in die Luft erheben und weit fortfliegen. Anders können wir das Netz nicht forttragen.“ Da sie alle gern ihr Leben retten wollten, machten sie es so; das Netz mit sich fortführend, flogen sie einen Pfeilschuß hoch gen Himmel empor und dann durch die Luft auf und davon. Der Jäger aber, als er sah, wie die Vögel das Netz entführten, dachte: „So etwas ist noch nicht dagewesen!“ und lief gen Himmel schauend hinterher, indem er überlegte:

*„Weil sie einig, tragen dort  
Mir mein Netz die Vögel fort;  
Aber wenn sie sich entzweien,  
Sind sie doch am Ende mein!“*

Als Bunthals den grausamen Jäger hinterherlaufen sah, begann er noch schneller zu fliegen. Schnellflug aber dachte nicht mehr an Futtersuche, sondern flog aus Neugierde immer hinter der Taubenschar her und dachte: „Was wird wohl dieser Bösewicht gegen die Tauben unternehmen?“ Bunthals aber erkannte, was der Jäger im Sinn hatte, und sprach zu seinen Gefährten: „Der böse Jäger hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben und läuft hinter uns her. Daher ist es am besten, wenn wir ihm ganz außer Sicht kommen. Wir wollen hoch empor und

über unwegsames Berg- und Waldland hin fliegen!“ Und alsbald waren die Vögel samt dem Netz verschwunden, und als der Jäger merkte, daß sie ihm außer Sicht gekommen waren, gab er die Hoffnung auf und kehrte um. Als er das sah, sprach Bunthals zu den Tauben: „Wohl-an, der böse Jäger ist umgekehrt. So ist es das Beste, wenn auch wir umkehren und nach Mahilaropja fliegen. Nordöstlich von dieser Stadt wohnt ein lieber Freund von mir, ein Mausekönig namens Goldreich. Zu dem wollen wir uns ungesäumt begeben. Er wird unsre Bande zerlegen und ist so imstande, uns aus unserer Not zu befreien.“ Die Tauben waren einverstanden, flogen zu Goldreichs Höhle und ließen sich dort nieder. Nun wohnte der kluge Goldreich in einer Höhle mit hundert Ausgängen, die er sich gebaut hatte, um sich vor Gefahren zu schützen. Erschreckt durch das Geräusch der einfallenden Vögel hielt er sich verborgen. Da trat Bunthals an einen Eingang der Höhle und rief: „Freund Goldreich, komm einmal her!“ Auf diese Worte blieb Goldreich in seiner Höhlenfestung und sprach: „Wer bist du?“ Jener entgegnete: „Ich bin dein Freund Bunthals.“ Als Goldreich das vernahm, überlief ihn ein Wonnenschauer, und in freudiger Erregung kam er heraus; als er aber Bunthals samt seinem Gefolge in den Maschen des Netzes gefangen sah, fragte er betrübt: „Freund, was soll denn das heißen? Sprich doch, sprich!“ Bunthals entgegnete: „Mein Lieber, du bist doch klug, was soll diese Frage? Sagt man nicht:

*„Warum, womit, wieviel, wann, wie und wo  
Gutes und Böses jemand hat getan,  
Darum, damit, soviel, dann, dort und so  
Wird ihm unfehlbar die Vergeltung nah.“*

Goldreich entgegnete: „So ist’s!



*Und ob sonst hundert Meilen weit  
Der Vogel ein Stück Fleisch erspäht —  
Ist abgelaufen seine Zeit,  
Wie blind er in die Schlinge geht!*

*Der Vogel droben in der Luft  
Bleibt vom Verhängnis nicht verschont;  
Geschickt der Fischer fängt den Fisch,  
Der in der Meeres Tiefen wohnt;  
Ob böß du oder gut gelebt,  
Ob du zu höchstem Rang gestiegen —  
Der Tod reckt seine grimme Hand  
Nach dir und wird von fern dich kriegen!*

Nach diesen Worten machte sich Goldreich daran, Bunthals die Fesseln durchzunagen. Dieser aber sprach: „Nicht doch, Freund! Zuerst zerschneide meinem Gefolge die Fesseln, und dann erst auch mir!“ Und so sprach er noch ein zweites und drittes Mal. Da erwiderte Goldreich ungehalten: „Freund, wie kannst du, deiner eigenen Not nicht achtend, einem andern aus der Not helfen wollen!“ Bunthals aber sprach: „Sei nicht böse, Freund; alle diese Ärmsten haben andere Anführer verlassen, um sich mir anzuschließen. Wie könnte ich also nicht wenigstens soviel Rücksicht auf sie nehmen? Solange du meine Bande noch nicht durchschnitten hast, wirst du nicht müde werden, die ihren zu zerschneiden; zerschneidest du aber meine zuerst, so könnten dir nachher die andern zuviel werden; und das wäre schlimm. Deshalb habe ich so gesprochen.“ Da sprach Goldreich erfreut: „Ich habe dich nur auf die Probe stellen wollen. Solche Eigenschaften wie du mußt der haben, dessen Schutz sich Untergebene anvertrauen sollen!

*Daß warm sein Herz für seine Diener schlägt,  
Daß er ihr Los zu teilen ist bereit —  
Wer so gesonnen, der ist wert, daß er  
Als Herrscher über alle Welt gebeut!*

So sprach Goldreich und zerschnitt ihnen allen die Fesseln. Als aber Bunthals von seinen Banden befreit war, verabschiedete er sich herzlich von Goldreich, erhob sich mit seinem Gefolge in die Luft und flog nach Hause; und auch Goldreich begab sich in seine Burg. Schnellflug aber, der die ganze Befreiung von Bunthals mit angesehen hatte, verwunderte sich und dachte: „Wie klug ist doch dieser Goldreich und wie stark, und wie vollkommen eingerichtet ist seine Burg! Es wäre gut, wenn auch ich so wie Bunthals mit ihm Freundschaft schlosse; denn auch unsereinem kann solches Unheil zustoßen, in einem Netz gefangen zu werden.“ Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, flog er von seinem Baum herab, trat an den Eingang der Höhle und rief Goldreich, dessen Namen er ja inzwischen erfahren hatte, an: „Lieber Goldreich, komm einmal her!“ Als Goldreich das hörte, überlegte er: „Sollte etwa noch eine Taube zurückgeblieben sein, die ihrer Fesseln noch nicht ganz entledigt ist und nach mir ruft?“ Und er antwortete: „Wer bist du denn?“ Schnellflug sprach: „Ich bin eine Krähe mit Namen Schnellflug.“ Als Goldreich das vernahm und von innen her die am Eingang der Höhle stehende Krähe erblickte, rief er: „Mach dich fort von hier!“ Die Krähe entgegnete: „Nachdem ich gesehen habe, wie Bunthals durch dich befreit wurde, möchte ich mit dir Freundschaft schließen, damit auch ich, wenn mir einmal ein solches Unglück zustoßen sollte, von dir befreit werde. Darum bitte ich dich inständig, mir deine Freundschaft zu schenken.“ Da lachte Goldreich und sprach: „Wie kann es Freundschaft geben zwischen dir und mir?

*Möglich ist das, was möglich ist,  
Unmögliches hat keinen Sinn;  
Kein Wagen übers Wasser fährt,  
Kein Schiff auf trockenem Land dahin!*

Nur wenn eins zum andern paßt,  
Mag Verbindung beiden frommen;  
Ich bin Speise, Esser du —  
Woher soll da Freundschaft kommen?"

Die Krähe erwiderte:

„Wenn ich dich fräße, würd'st du doch  
Für mich nur wenig Speise geben,  
Doch lebst du, rettetest du vielleicht  
Wie Bunthals, so auch mir das Leben.“

Darum ist es nicht recht, daß du meiner Bitte kein Gehör schenken willst.“ Goldreich erwiderte: „Wie könnte ich mit dir, als meinem Feinde, Freundschaft schließen? Heißt es doch:

Mit deinem Feind mach keinen Bund,  
Und wär er noch so fest geschlossen!  
Das Wasser löscht das Feuer aus,  
Wird's noch so heiß hineingegossen.“

Die Krähe erwiderte: „Ich habe dich ja noch nie gesehen, woher soll da Feindschaft kommen? Was redest du also für Unsinn?“ Da lachte Goldreich und sprach: „Mein Lieber, wie die Bücher lehren, gibt es auf dieser Welt zwei Arten von Feindschaft: angeborene und ursächliche. Und du bist mein geborener Feind.“ Die Krähe sprach: „Ich möchte gern die Kennzeichen der beiden Arten der Feindschaft hören; sage sie mir bitte.“ Goldreich erwiderte: „Ursächlich heißt die aus einem bestimmten Anlaß entstandene Feindschaft; diese schwindet durch eine dem Anlaß entsprechende Guttat. Die natürliche Feindschaft dagegen schwindet unter keinen Umständen. Diese natürliche Feindschaft ist wieder von zwei Arten: einseitige und beiderseitige.“ Die Krähe fragte: „Was ist der Unterschied zwischen beiden?“ Jener sprach:

„Wenn beide einander töten und beide einander fressen, das ist, da es sich um eine gegenseitige Schädigung handelt, beiderseitige Feindschaft, wie zum Beispiel zwischen Löwe und Elefant. Wenn aber einer von vornherein den andern tötet und auffrißt, der ihm nichts zuleide tut, der ihn nicht tötet und nicht frißt, das ist einseitige Feindschaft, die keine Ursache hat; so zum Beispiel zwischen Pferd und Büffel, zwischen Katze und Maus, zwischen Schlange und Ichneumon. Was tut das Pferd dem Büffel, oder die Schlange dem Ichneumon, oder die Maus der Katze zuleide?“

Was redest du also vom Abschluß eines Bündnisses zwischen uns? Das ist ganz und gar unmöglich! Heißt es doch auch:

„Er ist mein Freund' — was nutzt's, ist er ein Schuft.  
„Viel Gutes tat ich ihm' — das alles ist ihm Luft.  
„Wir sind verwandt' — die Redensart ist abgedroschen.  
Das Geld regiert die Welt, und sind's nur wen'ge Groschen!“

Und ferner:

Hast du auch liebevoll ihn gepflegt,  
Mit Guttat reichlich ihn umbeugt,  
Ans Herz gedrückt ihn und vor Not bewahrt —  
Des Unredlichen Art läßt nicht von Art!  
Vertrau'n kann er erwecken grad so groß  
Wie eine Schlange, die dir schläft im Schoß.

Wer mit dem Feind, der einmal ihn  
Verriet, ein neues Bündnis sucht,  
Holt sich daran den Tod, so wie  
Das Maultier durch die Leibesfrucht.\*

„Ich hab ihm nichts zuleid getan' —  
Kein Grund, Vertrauen ihm zu schenken!  
Denn auch den tugendhaften Mann  
Bedrohen des Verleumders Ränken.“

Die Krähe sprach: „Ich kenne diese Sprüche. Dennoch will ich von ganzem Herzen mit dir Freundschaft schließen. Und das ist wohl möglich, denn:

*Wenn man sie schmilzt, Metalle sich verbinden,  
Getier und Vögel, wenn sie's nützlich finden;  
Die Toren uns, von Gier und Furcht getrieben, —  
Die Edlen, wenn sie sich nur sehn, sich lieben!*

Und ebenso:

*Der Schlechten Freundschaft gleicht dem Tongefäß:  
Leicht geht's in Scherben, flicken kann man's nicht;  
Gleich goldner Schale ist der Guten Bund,  
Die leicht sich fügen läßt und schwer zerbricht.*

Wen könnte ich außer dir finden, der diese guten Eigenschaften besäße? So ist denn ein Bündnis zwischen dir und mir durchaus passend. Wenn du dich weigerst, werde ich mich vor deiner Tür zu Tode fasten.“\* Als Goldreich das hörte, sprach er: „Du hast mich überzeugt; so sei's denn, wie du wünschest. Aber ich hatte so gesprochen, um deine Klugheit zu prüfen und damit, wenn du mich doch umbrächtest, du wenigstens nicht denken solltest, ich sei dumm und du hättest mich klug überlistet. So lege ich denn jetzt mein Haupt in deinen Schoß.“

Nach diesen Worten schickte er sich an, herauszukommen. Als er aber halb draußen war, hielt er noch einmal inne; da sprach die Krähe: „Lieber, hast du denn immer noch einen Grund, mir zu mißtrauen, daß du aus deiner Burg nicht herauskommst?“ Goldreich entgegnete: „Ich muß dir noch etwas sagen. Auf dieser Welt leben die Leute nach zwei einander entgegengesetzten Grundsätzen: Herz oder Eigennutz. Ein Herzensbündnis bringt Gedeihen, nicht aber ein aus Eigennutz geschlossenes.

Wenn jemand den Wachteln reichlich Sesamkörner hinstreut, um sie zu fangen, ist er dann etwa ihr Wohltäter oder nicht vielmehr ihr Verderber?

*Nicht ist, wer wohl tut, stets ein Freund,  
Nicht Feind stets, wer dir weh getan.  
Ob gut, ob böse sein Herz es meint,  
Darauf nur kommt allein es an.*

Vor dir fürchte ich mich nicht mehr, denn ich kenne jetzt dein Herz. Aber es könnte vielleicht ein Freund von dir mich umbringen, indes ich mich in Sicherheit wiege.“ Da sprach die Krähe:

*„Den Freund, den dadurch du gewinnst, daß du  
Den andern edlen Freund dem Tod gibst preis,  
Reiß aus dem Herzen dir, wie aus dem Feld  
Die Hirse, die erstickt den guten Reis.“*

Als er das hörte, kam Goldreich eilends heraus, und beide begrüßten sich höflich.

*Untrennbar, wie vom Fleisch der Nagel,  
In Freundschaft waren treu vereint  
Die Krähe und die Maus, sie hatten künftig  
Die gleichen Feinde und den gleichen Freund.*

Nachdem sie eine gute Weile zusammengeblieben waren und Goldreich die Krähe mit Essen bewirtet hatte, verabschiedeten sie sich: Goldreich begab sich in sein Haus, und auch Schnellflug kehrte zu seiner Wohnung zurück. Als er durch ein Walddickicht kam, fand er einen von einem Tiger getöteten wilden Büffel. Daran fraß er sich nach Herzenslust satt, nahm noch ein Stück Fleisch mit, begab sich zu Goldreich und rief ihn herbei: „Komm her, Freund Goldreich, iß dieses Fleisch, das ich dir gebracht habe!“ Goldreich aber trug für ihn emsig einen großen Haufen enthülste Hirsekörner zusammen und



sprach: „Freund, iß diese Körner, die ich mit meinen eigenen Kräften eingetragen habe.“ Darauf aßen beide, obschon sie bereits ganz satt waren, nur weil einer dem andern zeigen wollte, wie gern er ihn hatte. So lebten sie hinfort in einer Liebe, wie man sie auf der Welt nicht wieder findet, indem sie täglich sich nach ihrem Befinden erkundigten und vertrauliche Gespräche miteinander führten.

Eines Tages nun kam die Krähe zu Goldreich und sprach: „Lieber Goldreich, ich will aus dieser Gegend fort und in eine andre Gegend ziehen.“ Jener fragte: „Aus welchem Grunde denn, lieber Freund?“ Die Krähe erwiderte: „Ich habe das Leben hier satt.“ „Wieso?“ fragte die Maus, und die Krähe antwortete: „Jeden Tag muß ich zusehen, wie ich mir den Schnabel fülle, und dabei schwebt man als Vogel in beständiger Angst, wenn man sieht, wie die Vögel immer wieder in Netzen und Schlingen gefangen werden. Deshalb habe ich genug davon, in solcher Weise mein Leben zu fristen.“ Goldreich sprach: „Wohin willst du denn aber gehen?“ Die Krähe erwiderte: „Nicht sehr weit von hier liegt im dichten Walde ein großer Teich. Darin wohnt ein guter alter Freund von mir, eine Schildkröte mit Namen Gemächlich. Die wird mich mit Fischen und anderer trefflicher Nahrung versehen, und bei ihr werde ich ohne Sorgen glücklich meine Tage verbringen.“ Als Goldreich diese Worte gehört hatte, sprach er: „Ich will mit dir dorthin ziehen. Auch ich bin des Lebens hier überdrüssig.“ Die Krähe fragte: „Warum bist denn auch du des Lebens hier überdrüssig?“ Goldreich erwiderte: „Ach, das ist eine lange Geschichte. Wenn wir erst dort sind, will ich dir alles erzählen.“ Und ehe er noch ausgesprochen hatte, nahm die Krähe ihren Freund in den Schnabel und flog mit ihm zu jenem großen Teich.

Als nun Gemächlich die Krähe mit der Maus von weitem herankommen sah, dachte er: ‚Wer mag das sein?‘, und klug und erfahren wie er war, sprang er zur Vorsicht vom Ufer hinab ins Wasser und tauchte unter. Schnellflug aber erschrak seinerseits über das Aufklatschen im Wasser, er überlegte, was das sein könnte, setzte Goldreich einstweilen am Ufer nieder und flog auf einen großen Baum, um die Lage zu erkunden. Von dort aus rief er: „He, Gemächlich! Komm her, komm her! Ich bin dein Freund, die Krähe Schnellflug; ich bin gekommen, weil ich nach so langer Trennung Sehnsucht nach dir hatte. So komm denn her und umarme mich.“ Als Gemächlich diese Worte vernahm, erkannte er den Freund genau; schnell kam er, indes ein Wonnenschauer ihn überrieselte und seine Augen in Freudentränen schwammen, aus dem Wasser heraus, und mit den Worten: „Ich hatte dich nicht gleich erkannt, verzeih mir bitte!“, umarmte er Schnellflug, der von dem Baume herabgekommen war. Dann nahm er die beiden voller Freude gastfreundlich auf und fragte die Krähe: „Freund, wo kommst du her?“ Wie kommst du mit einer Maus in diesen von Menschen nicht bewohnten Wald? Und wer ist diese Maus?“ Die Krähe erwiderte: „Freund, diese Maus heißt Goldreich. Man müßte schon tausend Zungen haben, wollte man die Fülle der Tugenden dieses Ehrenwerten nach Gebühr preisen! Auf ihn paßt der Spruch:

*Des Edlen Liebe mit dem Tod nur endet,  
Jedoch im Augenblicke sein Zorn sich wendet,  
Und nie denkt an sich selbst er, wenn er spendet.“*

Und dann erzählte sie der Schildkröte die ganze Geschichte von Bunthals' Befreiung und ihrem eigenen Freundschaftsbund mit der Maus. Gemächlich aber ver-



wunderte sich, als er von Goldreichs Tugend und Edelmut hörte, und fragte diesen: „Welcher Kummer oder welche Demütigung hat dich denn nun zu dem Entschluß getrieben, Heimat, Freunde, Verwandte und Gattin zu verlassen?“ Die Krähe sprach: „Auch ich hatte ihn sogleich dasselbe gefragt, aber er sagte, es sei eine lange Geschichte, und er wolle sie mir erzählen, wenn wir hier wären; und so hat er es auch mir noch nicht gesagt. Also, lieber Goldreich, erzähle jetzt uns beiden, welches der Grund für deinen Weltschmerz ist.“ Da erzählte Goldreich

#### DIE GESCHICHTE VON DER MAUS UND DEN ZWEI MÖNCHEN

Nicht weit von der Stadt Mahilaropja im Dekkhan steht eine Mönchshütte; darin wohnte ein Bettelmönch mit Namen Spitzohr. Der pflegte auf seinem täglichen Bettelgang in der Stadt seine Bettelschale bis oben hin mit leckeren Speisen, gewürzt mit Kandiszucker, Sirup und Kardamom und triefend von köstlichem Fett, zu füllen. Dann begab er sich in seine Hütte, hielt eine vorchriftsmäßige Mahlzeit, hob den Rest des Essens\* in seinem Almosentopf sorglich auf für seinen Diener, der morgens kam, und begab sich zur Nachtruhe, nachdem er den Almosentopf an einen Wandpflock gehängt hatte. Ich aber sprang jeden Tag in die Höhe und fraß diese Speisen; ich lebte davon samt meinem ganzen Gefolge. Der Mönch verzweifelte schier, weil ich ihm sein Essen auffraß, so gut er es auch verwahrte, und aus Furcht vor mir hing er es immer höher und höher auf; trotzdem erreichte ich es ohne Mühe und aß es auf. So ging es eine ganze Zeit lang. Da kam eines Tages ein guter Freund von ihm, ein Bettelmönch namens Fett-

steiß, zu ihm zu Besuch. Spitzohr bot ihm ein herzliches Willkommen, und nachdem er wie gewöhnlich seiner Ordensregel gehuldigt\*, setzte er sich, als es Nacht wurde, auf einen Diwan und fragte Fettsteiß, der auf seinem Bett lag: „Welche Gegenden oder Büsserhaine hast du seit der Zeit, wo du dich von mir trenntest, durchwandert?“ Dieser erzählte: „Als wir damals am Vollmondstage des Karttika-Monats\* an dem hochberühmten Wallfahrtsort Puschkar\* gebadet hatten, wurde ich durch das Gedränge der Menschenmenge von dir getrennt. Danach bin ich von Hardwar über Prayag bis Benares\* den Ganges hinunter und wieder hinaufgewandert — kurz, ich habe mir den ganzen Erdkreis bis zum Weltozean\* angesehen.“ Während er aber so erzählte, schlug Spitzohr, um mich einzuschüchtern, des öfteren mit einem gespaltenen Bambusstock an den Almosentopf, so daß dieser erklang. Dadurch wurde Fettsteiß in seiner Erzählung gestört, und er sagte ungehalten: „Ich tue dir den Gefallen, dir etwas zu erzählen; warum bist du so unhöflich, aus Hochmut auf meine Erzählung nicht zu achten, sondern dich mit etwas anderem abzugeben?“ Spitzohr antwortete verlegen: „Freund, du mußt nicht böse sein; ich bin nicht unaufmerksam. Aber schau, da ist eine Maus, die mir großen Schaden tut: sie springt immer hinauf zu meinem Almosentopf, obgleich ich ihn ganz hoch hänge, und frißt den Rest des Almosens, der darin ist, und ich kann sie nicht davon abhalten. Um diese Maus einzuschüchtern, schlage ich ab und zu mit diesem Bambusrohr an den Almosentopf, — aus keinem andern Grund.“ Der andere Mönch fragte: „Ist es nur die eine Maus oder sind noch andre Mäuse da?“ Spitzohr erwiderte: „Was kümmern mich andere Mäuse? Dieser eine Schelm überlistet mich immer wieder, als ob er hexen könnte.“ Da sprach Fettsteiß: „Eine gewöhnliche Maus

bringt so etwas nicht fertig! Damit muß es eine besondere Bewandtnis haben.

*Nicht ohne Grund will Mutter Schandili  
 Sesam für Sesam tauschen, und sogar  
 enthülsten für enthülsten; daß das nicht  
 mit rechten Dingen zugeht, das ist klar!*

Spitzzohr fragte: „Wie war denn das?“ und Fettsteiß erzählte

#### DIE GESCHICHTE VOM SESAMTAUSCH

Einmal, als die Regenzeit nahte, bat ich, um mir mein Standquartier\* zu beschaffen, in einer Stadt einen Brahmanen um Herberge und blieb in seinem Hause wohnen. Als ich da eines Tages gegen Morgen wach wurde, hörte ich den Brahmanen und seine Frau, die nur durch einen Wandschirm von mir getrennt waren, miteinander reden und gab acht, was sie sagten. Der Brahmane sprach: „Frau, morgen ist Mondwechsel; da mußt du, so gut wir's vermögen, ein Mahl für Brahmanen rüsten.“ Sie aber erwiderte ganz unwirsch: „Woher willst du die Mittel nehmen, Brahmanen zu bewirten, so arm wie du bist!“ Auf diese Worte erwiderte er zunächst gar nichts; ihm war, als hätte man ihn in einen Brunnen geworfen. Nach geraumer Zeit endlich sagte er: „Frau, es ist nicht recht, so zu sprechen. Auch wer arm ist, soll zur gehörigen Zeit Würdigen etwas spenden, sei es viel oder wenig. Heißt es doch:

*Stets soll man sparen, doch zu sehr  
 Zu sparen ist mit nichten klug:  
 Den allzu sparsamen Schakal  
 Der Bogen unversehns erschlug.“*

Die Frau fragte: „Wie war denn das?“, und er erzählte

#### DIE GESCHICHTE VON DEM ALLZU SPARSAMEN SCHAKAL

Es war einmal ein Jäger, welcher sich vom Fleisch seiner Jagdbeute nährte. Der stand eines Morgens früh auf, nahm Pfeil und Bogen und zog in den Wald zur Jagd. Schon bald hatte er eine Gazelle erlegt und machte sich mit ihrem Fleisch auf den Heimweg. Da erblickte er, als er den Abhang zu einer großen Tränke hinabstieg, einen Eber, groß wie ein Büffelkalb, mit emporstehenden Hauern, den Leib mit Schlammkrusten bedeckt. Bei diesem Anblick bekam er Angst wegen der üblen Vorbedeutung; er wollte umkehren, aber das Schwein versperrte ihm den Weg. Da warf er das zu einem Bündel geschnürte Fleisch der Gazelle auf die Erde, spannte den Bogen und schoß einen giftbestrichenen Pfeil auf den Eber ab, der ihn in den Hals traf und auf der andern Seite wieder herausdrang. Obgleich von dem Schuß betäubt, nahm der Eber seine letzte Kraft zusammen und stieß den Jäger so furchtbar in den Unterleib, daß er leblos zu Boden fiel, den Körper in drei Teile zerrissen. Dann aber, nachdem er den Jäger getötet, fand auch der Eber durch die Pfeilwunde einen qualvollen Tod. Kurz darauf kam ein Schakal, der, den Bauch mager vor Hunger, auf der Suche nach Futter umherstrich, an jenen Ort und sah Gazelle, Jäger und Schwein tot daliegen. Bei diesem Anblick freute er sich und dachte: „Ha, das Schicksal ist mir gewogen! Ganz unverhofft hat es mir diese Speise beschert! Die will ich aber so verzehren, daß ich recht viele Tage davon zu leben habe.

*Speise findet man und Trank  
 Leider nicht zu jeder Frist;  
 Klug ist, wer, wenn viel er hat,  
 Alles nicht auf einmal isst!*

So will ich mir denn Gazelle, Eber und Jäger noch aufsparen und diese an den Bogenenden befestigte Sehne fressen.' Sprach's, nahm die Verknotung der Sehne ins Maul und fing an, daran zu fressen. Als aber die Sehne durchgebissen war, drang ihm die Spitze des Bogens durch den Gaumen und er starb.

Deshalb sage ich: „Stets soll man sparen — und so weiter.“ Als die Brahmanin dies gehört hatte, sprach sie: „Nun gut denn, ich habe ja noch etwas Sesam und etwas Reis. Make du dich also, wenn es Tag wird, auf, geh in den Wald und hole Brennholz, Kuschagras und so weiter; und ich will zusammen mit deinem Schüler Kamandaki einen Grützbrei für drei Brahmanen bereiten.“ Darauf enthülste sie am Morgen den Sesam, breitete ihn in der Sonne aus und beauftragte Kamandaki, darauf aufzupassen. Indessen kam, während sie von der Hausarbeit in Anspruch genommen war und Kamandaki nicht acht gab, ein Hund, fraß an dem Sesam und machte ihn dadurch unrein. Als die Brahmanin das entdeckte, sprach sie: „Kamandaki, das ist ein übles Vorkommnis! Es droht die Bewirtung der Brahmanen zu vereiteln. Aber gleichviel, geh hin und tausche diesen Sesam, enthülst wie er ist, gegen schwarzen Sesam ein und komm schnell wieder, ich werde eben schwarze Grütze machen.“ Gesagt, getan. Kamandaki aber kam zu dem Sesamtausch genau in das Haus, in das ich gerade auf meinem Bettelgang eingekehrt war, und sagte: „Nehmt diesen Sesam.“ Als der Handel eben vor sich ging, kam der Hausherr hinzu und fragte: „Wie tauschst du diesen Sesam?“ Seine Frau erwiderte: „Ich habe gleichwertigen dafür bekommen, weißen für schwarzen.“ Da lachte jener und sprach: „Das muß eine besondere Bewandtnis haben. Nicht ohne Grund will Mutter Schandili — und so weiter.“

Nachdem der Mönch diese Geschichte erzählt hatte,

sprach er: „Spitzohr, auch in unserm Fall muß es einen besonderen Grund haben, daß man der Maus nicht wehren kann, dein Almosen zu fressen. Hast du wohl ein Grabscheit?“ Der entgegnete: „Gewiß doch, hier ist eins, ganz aus Eisen und mit einem guten Stiel.“ Er brachte es herbei, und Fettsteiß gürtete sich die Lenden, biß die Lippen fest aufeinander, ließ sich zeigen, auf welchem Wege ich zu kommen pflegte und machte sich daran, mit dem Grabscheit meine Höhle aufzugraben. Ich aber hatte das Gespräch der beiden von Anfang an belauscht und war, auf das Essen verzichtend, gespannt zuhörend sitzen geblieben. Als aber der Mönch meine Burg auszukundschaften begann, da wurde mir klar: jetzt hat dieser Schurke den Eingang meiner Höhle entdeckt! Nun hatte ich mir einen Goldschatz angeeignet, den vordem einst ein Wucherer vergraben hatte; und durch dessen Kraft fühlte ich mich stark.\* Und jener Bösewicht stieß, meiner Höhle nachgehend, auf den Schatz, nahm ihn fort, ging in die Hütte zurück und sprach zu Spitzohr: „Hier, Brahmane! Dieses Gold ist es, durch dessen Kraft die Maus zu einer so unmöglichen Höhe springt.“ Und sie teilten es zu gleichen Teilen und blieben behaglich sitzen.

Nachdem mir so übel mitgespielt worden war, dachte ich: ‚Wenn sie etwa, während ich noch hier bin, eine Lampe anzünden sollten, so werden sie mich ohne Zweifel erwischen und totschiagen.‘ Daher zog ich von dort weg und baute mir eine andere Burg. Da kamen die anderen Mäuse, meine Dienstmänner, und sprachen zu mir: „Lieber Goldreich, uns, deine Gefolgsleute, quält arger Hunger; wir haben keinen Bissen mehr zu essen! Obwohl der Tag zu Ende gegangen ist, haben wir noch gar nichts bekommen. Deshalb mußt du uns noch heute satt machen.“ Ich versprach ihnen das und begab mich mit



ihnen in die Hütte. Als nun Spitzohr das Geräusch hörte, das meine Leute machten, fing er wiederum an, mit dem gespaltenen Bambus zu schlagen. Da sagte der andere Mönch zu ihm: „Warum schwingst du auch jetzt noch, wo die Maus unschädlich gemacht ist, fort und fort deinen Bambus? Hör doch auf und laß genug sein!“ Er aber entgegnete: „Mein Lieber, diese Maus ist mein Feind und kommt immer wieder; aus Furcht vor ihr tue ich das!“ Da lachte der Fremde und sprach: „Keine Angst, Freund! Mit seinem Reichtum ist auch die Kraft zu seinen Sprüngen geschwunden. Denn dieses Gesetz gilt für alle Kreaturen.“ Als ich das hörte, packte mich die Wut; ich sprang mit äußerster Kraft nach dem Almosentopf, aber ich erreichte ihn nicht und fiel zu Boden. Als mich mein Feind so sah, lachte er und sprach zu Spitzohr: „Freund, sieh dir bloß dieses Schauspiel an! Da kann man wirklich sagen:

*Reichtum ist's, der Kraft verleiht,  
Geld und Gut macht klug und weise —  
Sieh nur, diese freche Maus  
Ist jetzt schwach wie andre Mäuse!*

Du kannst also unbesorgt schlafen. Was ihm die Kraft zum Hochspringen verlieh, das haben jetzt wir beide in der Hand.“

Als ich das vernahm, dachte ich bei mir: „Er spricht wahr! Meine Kraft ist geschwunden, Mut und Energie habe ich verloren, so daß ich jetzt nicht mehr imstande bin, auch nur einen Finger hoch zu springen, bloß um meine Nahrung zu beschaffen.“ Und ich hörte meine Gefolgsleute untereinander sprechen: „Kommt, wir wollen fortgehen! Der Kerl kann ja nicht einmal sich selbst den Bauch füllen, geschweige denn anderen! Was hat es für einen Zweck, ihm zu dienen?“ Da dachte ich: „So weit ist es also gekommen!“ und ging nach Hause. Am

andern Morgen aber gingen sie alle zu meinem Rivalen, indem sie sprachen: „Der da ist ja ein armer Schlucker!“ So liefen mir meine Dienstleute fort, und auch nicht einer kam wieder zu mir zurück. Ja, ich mußte mit ansehen, wie eben diese meine Dienstleute unmittelbar vor meinen Augen mit meinem Rivalen unter lauten Freudenrufen und Händeklatschen fröhlich spielten. Da dachte ich: „Ja, so ist's!

*Wer Geld hat, der hat Freunde viel,  
Hat Anverwandte auch genug,  
Wer Geld hat, ist ein rechter Mann,  
Und wer nur Geld hat, der ist klug!*

*Hast du kein Geld mehr, wirst von Weib und Kind,  
Von Freund und Bruder du verlassen werden;  
Hast Geld du wieder, kehren sie zurück:  
Geld ist des Menschen bester Freund auf Erden.*

*Gleich blieben, unverkümmert, seine Sinne,  
Gleich blieb sein Name, nicht hat sein Verstand  
Gelitten, seine Stimme blieb die gleiche,  
Und doch — sobald der Glanz des Reichtums schwand,  
Im Augenblick hat ganz verwandelt sich  
Der gleiche Mann! Ist das nicht wunderbar?*

Darum muß ich unbedingt das Geld wieder an mich bringen, das mir Fettsteiß gestohlen hat. Ich habe ja gesehen, wie die beiden Schurken das Kästchen mit dem Geld unter ihr Kopfkissen geschoben haben. Dieses Geld will ich in meine Burg holen, damit ich durch seine Macht die Herrschaft wieder gewinne, wie ich sie vorher hatte.“ So überlegte ich, und als es Nacht war, ging ich dorthin. Der Mönch schlief fest, aber als ich an ihn heranschlich und ein Loch in das Kästchen nagte, wurde er wach, nahm seinen Bambusknüppel und schlug mir damit über den Kopf. Mehr tot als lebendig entkam ich mit

genauer Not und schlüpfte in mein Loch. Nach geraumer Zeit schöpfte ich noch einmal Hoffnung, faßte neuen Mut und schlich zu den Denaren hin. Da gab mir der erbarmungslose Wicht mit seinem Knüppel einen solchen Schlag auf den Kopf, daß mir noch heute seinesgleichen in Angstträumen erscheinen. Und sieh nur, von damals stammt diese Kopfwunde hier!

Nach vielem Grübeln beschloß ich endlich, mein Geld fahren zu lassen und meiner Begehrlichkeit zu entsagen. Wie schön sagt man doch:

*Wissen, nicht das Auge, Sicht verleiht;  
Tugend adelt, vornehme Geburt mit nichten!  
Wahrer Reichtum ist Genügsamkeit,  
Weisheit heißt: auf Unerreichbares verzichten!*

*Des Glückes ganze Fülle ist beschieden  
Dem, dessen Herz genügsam und zufrieden.  
Für den, dess' Fuß im Schuh von Leder steckt,  
Die Erde ganz mit Leder ist bedeckt.*

*Wer, satt vom Nektar der Genügsamkeit,  
In seinem Herzen Frieden fand, der kennt  
Ein Glück, das nie erfährt, wer ohne Rast  
Dem Geld nachjagend hier- und dorthin rennt.*

*Selbst hundert Meilen sind nicht weit  
Dem, den Begierden nimmer ruhen lassen,  
Doch wer genügsam, achtet nicht  
Des Geldes, das er mit der Hand könnt' fassen.*

Indem ich dies erwog, zog ich in den unbewohnten Wald. Dort sah ich den Bunthals im Netz gefangen und befreite ihn, und die guten Werke meiner früheren Geburten trugen mir die Frucht, daß hier dieser Schnellflug mich mit seiner treuen Freundschaft beglückte. Eines Tages kam er dann zu mir und fragte mich, ob ich mit

hierhin ziehen wollte; und so bin ich zusammen mit ihm zu dir gekommen.“

Als Gemächlich dies vernommen hatte, tröstete er Goldreich und sprach: „Sei nicht traurig in dem Gedanken, daß du deine Heimat verlassen hast! Wie sagt man doch:

*Wer Bücher nur studiert, bleibt doch ein Tor;  
Wer danach handelt, der ist klug zu nennen!  
Einnehmen muß der Kranke die Arznei —  
Was hilft's ihm, ihren Namen nur zu kennen?*

*Wem zum Entschlusse es an Mut gebricht,  
Dem helfen Einsicht und Erwägung nicht!  
Kann wohl ein Licht dem Blinden Nutzen spenden,  
Auch wenn er selbst es hält in seinen Händen?*

*Es bittelt, wer Almosen einst gespendet,  
Wer andere erschlug, erschlagen endet,  
Wer peinigte, erleidet selber Pein —  
Gar schnell sich oft des Menschen Schicksal wendet!*

Auch darfst du nicht etwa denken:

*Der Zahn, das Haar, der Nagel und der Mann  
Vom Platz gerissen nichts mehr nützen kann;  
Der Weise, der dies hat erkannt,  
Geht nicht aus seinem Heimatland.*

So halten es die Feiglinge. Für die Tüchtigen aber gibt es keinen Unterschied zwischen Heimat und Fremde; denn:

*Wem es an Mut und Klugheit nicht gebricht,  
Für den gibt's Vaterland und Fremde nicht;  
Denn jedes Land, in das sein Weg ihn führt,  
Durch seines Armes Kraft sein eigen wird.  
In jedem Wald, darein sein Fuß ihn trägt,  
Worin er Zähne, Schweiß und Klauen regt,  
Stillt seinen Durst der Löwe mit dem Blut  
Der Elefanten, die erschlug sein Mut.*

Deshalb, mein Lieber, muß tatkräftiges Streben stets deine Losung sein, indem du dir sagst, daß Geld und Genuß den Tatkräftigen nie verlassen; denn:

*So wie's die Frösche hinzieht in den Teich,  
Die Fische in den See an Wasser reich,  
So strömen dem, der kraftvoll strebt, im Nu  
Die Freunde und das Geld von selber zu.*

*Wem Tatkraft eignet, wer nicht lange säumt,  
Geschickt im Handeln, Lastern nicht ergeben,  
Kühn, dankbar, seinen Freunden treu — den sucht  
Sich selber Lakschmi\* aus, bei ihm zu leben.*

*Doch ist ein Mann entschlußlos und bequem,  
Ein Fatalist und ohne kühnes Wagen,  
Wird, wie die junge Frau dem alten Mann,  
Auch Lakschmi die Umarmung ihm versagen.*

Hast du auch deinen Reichtum verloren, so besitztst du doch noch Verstand, Energie und Kraft; und:

*Auch ohne Reichtum kommt der kühne Held  
Zu Rang und Stand und hohen Ehren,  
Der Schwächling kann, ob er auch schwimmt im Geld,  
Sich der Verachtung nicht erwehren.  
Legt auch ein goldnes Halsband an der Hund,  
Nicht leiht es ihm des Löwen Majestät,  
In der sich gibt sein wahres Wesen kund  
Und die erworbne Tugend noch erhöht.*

*Was soll der Stolz, daß Geld du hast,  
Was grämst du dich, wenn dir's entchwand?  
Es steigt und fällt der Mensch — ein Ball,  
Geschlagen von des Spielers Hand!*

Ja, Jugend und Reichtum sind gerade so unbeständig wie Wasserblasen; darum heißt es:

*Der Wolke Schatten, eines Schlechten Liebe,  
Das frische Korn, die junge Frau —  
Nicht lang währt ihr Genuß, und so auch geht's  
Mit Jugend und mit Geld genau.*

Das, Freund Goldreich, mußt du dir klar machen und den Verlust deines Geldes nicht betrauern. Auch sagt man ja:

*Was nicht sein soll, das soll nicht sein,  
Was sein soll, tritt gewißlich ein —  
So trink doch diese Medizin,  
Die dir vertreibt der Sorgen Pein!*

So lebe nun unbeschwert von jeglicher Sorge um deinen Lebensunterhalt!

*Der weiß die Schwäne hat gemacht —  
Und grün gefärbt die Papageien,  
Der Pfauen lieb die bunte Pracht,  
Wird sorgen auch für dein Gedeihen!*

*Freigebigkeit — dahinter steht kein anderer Schatz zurück,  
Zufriedenheit — sie ist das allerhöchste Glück,  
Der Tugend kann kein anderer Schmuck verglichen werden,  
Gesundheit ist der wertvollste Gewinn auf Erden.*

Was soll ich noch viele Worte machen? Diese Wohnung sei dein eigen! Lebe hier glücklich und ohne Sorgen mit mir in Liebe zusammen!“  
Als Schnellflug diese an weisen Lehren reiche Rede Gemächlich vernahm, verklärte sich sein Gesicht, und in großer Freude sprach er: „Freund Gemächlich, du hast die wahren Eigenschaften dessen, bei dem man Schutz sucht! Dadurch, daß du dich in dieser Weise Goldreichs annimmst, hast du meinem Herzen die höchste Freude bereitet.“



*Des Glückes Becher wird von dem geleert,  
Nur dessen Leben ist des Lebens wert,  
Der froh mit Frohen, Freund mit Freund  
In treuer Liebe lebt vereint.*

*Zu preisen ist nur der auf dieser Welt,  
Nur der sich ganz als edler Mann bewährt,  
Dem niemand, der um Hilfe und um Schutz  
Ihn anging, je enttäuscht den Rücken kehrt.“*

Während die drei so plauderten, kam eine von Jägern gehetzte dürstende Gazelle mit Namen Fleckleib zu jenem großen Teich gelaufen. Als sie die herankommen sahen, erschrakten sie und machten Anstalten, zu fliehen. Durstleidend eilte die Gazelle in schnellem Lauf ins Wasser hinab, und als er ihr Aufklatschen hörte, sprang Gemächlich eilends vom Strand in den Teich und tauchte unter; Goldreich fürchtete sich ebenfalls und schlüpfte in ein Loch in einem Baumstumpf, und Schnellflug flog, um zu erkunden, was es gebe, auf einen hohen Baum. Fleckleib aber, für sein Leben fürchtend, blieb dicht beim Ufer stehen. Da flog Schnellflug in die Luft empor, überblickte die Gegend eine Meile im Umkreis, ließ sich wieder auf dem Baum nieder und sprach zu Gemächlich: „Komm nur, komm, es droht dir keine Gefahr; ich habe Ausschau gehalten, es ist nur eine grasfressende Gazelle auf der Suche nach Wasser zum Teich gekommen.“ Als er das hörte, tauchte der vorsichtige Gemächlich wieder auf, und die drei kehrten beruhigt zur gleichen Stelle zurück. Darauf sprach Gemächlich gastfreundlich zu der Gazelle: „Mein Lieber, trinke und bade im Wasser soviel dir beliebt, und wenn du genug gehabt hast, dann komm bitte hierher.“ Als Fleckleib diese Worte vernahm, überlegte er: „Von diesen droht mir keinerlei Gefahr. Denn die Schildkröte kann ja nur im Wasser etwas ausrichten,

Maus und Krähe aber fressen nur tote und außerdem kleine Tiere; so will ich mich ihnen anschließen.“ So denkend, ging er zu ihnen hin. Und nachdem Gemächlich ihn willkommen geheißen und ihm die üblichen Höflichkeiten erwiesen hatte, sprach er zu ihm: „Wie geht es dir? Erzähle uns doch, wie du in diesen dichten Wald gekommen bist!“ Da sagte Fleckleib: „Ich habe dieses unfreiwillige Umherrennen satt! Reiter, Hunde und Jäger haben mir aus allen Richtungen zugesetzt, und in meiner Angst habe ich sie dank meiner großen Schnelligkeit alle hinter mir gelassen und bin auf der Suche nach Wasser hierher gekommen.“ Auf diese Worte entgegnete Gemächlich: „Freund, fürchte dich nicht; diese Wohnung sei dein eigen, du kannst hier ungehindert hausen, solange du willst.“ Und hinfort lebten sie alle in Eintracht und Liebe miteinander; wenn sie behaglich ihre Mahlzeit gehalten hatten, kamen sie regelmäßig zur Mittagszeit im Schatten eines großen Baumes zusammen und unterhielten sich mit Erörterungen über mancherlei weise Lehren.

Eines Tages nun fand sich Fleckleib zur gewohnten Stunde nicht ein. Als die andern ihn nicht sahen, argwöhnten sie, dazu noch beunruhigt durch ein böses Vorzeichen, das sich gerade in diesem Augenblick ereignete, daß ihm ein Unfall zugestoßen sei, und sie konnten ihre Befürchtungen nicht unterdrücken. Da sprach Gemächlich zu Schnellflug: „Du verstehst dich auf dies Geschäft, denn du hast die Fähigkeiten dazu: so fliege auf und hole verlässliche Kunde ein, was mit Fleckleib geschehen ist.“ Darauf flog Schnellflug in die Höhe, und er war noch nicht weit gekommen, da erblickte er Fleckleib, der am Abstieg zu einer Wasserstelle in einer starken, an einem Pfahl befestigten Lederschlinge gefangen war. Er flog zu ihm hin und sprach betrübt: „Freund, wie bist du in

diese Not geraten?“ Fleckleib erwiderte: „Freund, jetzt ist keine Zeit, Vorwürfe zu machen; hier droht mir jeden Augenblick der Tod. Darum säume nicht; du hast zwar große Fähigkeiten, aber vom Schlingenzerschneiden verstehst du nichts. Darum geh schnell und hole Goldreich her, der kann ohne Mühe eine Schlinge zerschneiden.“ „Das will ich tun“, sprach Schnellflug, flog zu Gemächlich und Goldreich zurück, berichtete ihnen von Fleckleibs Gefangenschaft, forderte Goldreich auf, diesem die Schlinge zu zerschneiden und brachte ihn schnell zu ihm hin. Fleckleib in dieser Lage zu erblicken, betrübte Goldreich sehr, und er sprach zu ihm: „Kamerad, du bist doch klug und erfahren, wie bist du in diese Not geraten?“ Jener antwortete: „Kamerad, wozu diese Frage? Das Schicksal ist eben mächtig! Wie man denn sagt:

*Was kann der Klügste machen, wenn ihm droht  
Der Unglücks-Ozean, geheißen Tod?  
Der jeden, sei's am Tag, sei's in der Nacht  
Unsichtbar trifft, wer wehrt wohl seiner Macht?*

Du kennst doch, mein Bester, die Launen des Schicksals! Drum zerschneide schnell diese Schlinge, bevor der grausame Jäger kommt.“ Auf diese Worte entgegnete Goldreich: „Keine Angst, Freund! Wenn ich dir zur Seite stehe, droht von dem Jäger keine Gefahr.“

Während sie noch so miteinander redeten, war Gemächlich, dessen Herz sich von der Freundesliebe hinreißen ließ, ihnen nachgegangen und kam nun, im Kriechen Schilf, Dornen und Gras unter sich zermalmend, langsam bei ihnen an. Sein Anblick erfüllte die andern mit höchster Besorgnis, und Goldreich sprach zu ihm: „Freund, das war nicht wohl getan von dir, daß du deine Burg verlassen hast und hierher gekommen bist. Du bist außerstande, dich vor dem Jäger zu schützen.

Uns kann er nicht fassen, denn wenn der Bösewicht hierherkommt, dann wird Fleckleib nach Zerschneidung seiner Schlinge die Flucht ergreifen, Schnellflug wird auf einen Baum fliegen, und ich werde dank meiner Kleinheit in ein Loch im Boden schlüpfen. Du aber bist ihm ausgeliefert — was willst du da machen?“ Gemächlich entgegnete: „Freund, sprich doch nicht so!

*Der Liebsten Tod, Verlust von Hab und Gut,  
Wer hätte sie zu tragen wohl die Kraft,  
Wär' die Gesellschaft treuer Freunde nicht,  
Die als ein starker Heiltrank Lindrung schafft!*

*Hast traurem Freund und treuem Weib  
Vertraut du deinen Schmerz,  
Dem Herrn, der mit dir fühlt dein Leid,  
Dann findet Ruh dein Herz!*

*Schmucksvoll wandert hin und her der Blick,  
In weite Ferne schweift das Herz betrübt  
Des Freundes, der getrennt von einem Freund,  
Den Tugend ziert und der ihn innig liebt.“*

Während er noch so sprach, kam der Jäger. Als Goldreich ihn erblickte, zerschnitt er die Schlinge und schlüpfte, wie er vorher gesagt hatte, in ein Loch. Schnellflug schwang sich in die Luft und flog davon, und Fleckleib rannte geschwind fort. Der Jäger aber glaubte, die Gazelle hätte die Schlinge durchgebissen und hielt das für eine arge Hexerei, und er sprach: „Die Gazelle muß mit dem Schicksal im Bunde gestanden haben, daß sie die Schlinge zerbeißen konnte!“ Da sah er Gemächlich hübsch langsam auf dem trockenen Lande einherkriechen; dieser Anblick versöhnte ihn etwas, und eifrig überlegte er: „Wenn mir auch die Gazelle entgangen ist, weil sie mit Hilfe des Schicksals die Schlinge zerbiß, so hat mir dieses

dafür eine Schildkröte beschert.' In solchen Gedanken schnitt er mit seinem Messer Kuscha-Gras ab, machte einen starken Strick daraus, band ihn der Schildkröte fest um zwei Füße, hängte sie an seinen Bogen und ging den Weg zurück, den er gekommen war.

Als Gazelle, Maus und Krähe sahen, wie ihr Freund fortgetragen wurde, waren sie untröstlich und liefen weinend hinterher. Goldreich aber sprach:

*„Noch eh' ich überquert das Meer  
Von meines ersten Unglücks Pein,  
Trifft mich der zweite Schicksalsschlag —  
Ein Unglück selten kommt allein!“*

Warum nur läßt das Schicksal seine Schläge so unaufhörlich auf mich niederfallen? Zuerst habe ich mein Geld verloren; daß ich arm wurde, trug mir die Verachtung meiner Dienstleute ein; der Kummer darüber hat mich aus der Heimat getrieben; und jetzt verliere ich den geliebten Freund. So trifft mich ein Unglück nach dem andern!

*Auf den Versehrten regnen Schläge nieder,  
Ist all' die Speise, rast des Hungers Pein,  
Wer schon in Not, bekommt noch neue Feinde —  
Fürwahr, ein Unglück selten kommt allein!“*

Nachdem er lange so geklagt, sprach Goldreich zu Fleckleib und Schnellflug: „Aber was hilft leeres Gerede? Wir müssen ein Mittel ausdenken, ihn zu befreien, und zwar ehe er ganz aus unserm Bereich fortgetragen wird!“ „Das wollen wir“, sagten die andern, und Goldreich fuhr fort: „Fleckleib muß dem Jäger voraneilen, sich, wenn er noch weit weg ist, am Rande eines Gewässers niederlegen und sich tot stellen. Schnellflug aber soll sich auf ihm niederlassen, indem er seine Füße zwischen sein Geweih setzt, und soll mit dem Schnabel pickend so tun, als ob er ihm

die Augen aushackte. Dann wird der dumme Jäger sicher denken: ‚Diese Gazelle ist tot‘, wird die Schildkröte wegwerfen und schnell zu der Gazelle hinlaufen. Sowie er von Gemächlich weg ist, werde ich dessen Bande zernagen, und er wird, von seiner Fessel befreit, sich schleunigst ins Wasser begeben. Im übrigen aber müßt ihr, wenn der elende Jäger an euch herankommt, zusehen, wie ihr ihm entflieht.“

Genau so machten es Fleckleib und Schnellflug. Als der Jäger sah, wie eine Krähe an einer anscheinend toten Gazelle fraß, warf er freudig die Schildkröte auf die Erde und lief zu der Gazelle hin. Inzwischen nagte Goldreich Gemächlichs Fessel entzwei, und die Schildkröte kroch eilends ins Wasser. Die Gazelle ließ den Jäger nahe herankommen, dann sprang sie auf und ergriff ebenso wie die Krähe geschwind die Flucht. Dem Jäger kam das wie Hexerei vor, und er wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Als er dann umkehrte und zu der Stelle kam, wo die Schildkröte gelegen hatte, sah er den Strick, mit dem sie gebunden gewesen war, in fingergroße Stücke zerschnitten, die Schildkröte aber hatte sich unsichtbar gemacht wie ein Zauberer. Das wurde ihm so unheimlich, daß er um sein Leben fürchtete; zu Tode erschrocken und sich ängstlich überall umschauend eilte er aus dem Walde, so schnell ihn die Füße trugen, und kam niedergeschlagen zu Hause an. Die vier Tiere aber, von ihrer Not befreit, heil und unversehrt, kamen wieder zusammen, kehrten an ihren Ort zurück und lebten da hinfort ungestört in Eintracht und Liebe.

*Wenn sogar Tiere solchen Bund,  
Wie alle Welt ihn preist, zustande bringen,  
Wie sollt' ein Gleiches nicht erst recht  
Dem Menschen, der vernunftbegabt, gelingen?*



## III.

Hier beginnt das dritte Buch,  
das von Krieg und Frieden handelt und betitelt ist

## DIE KRÄHEN UND DIE EULEN

Davon lautet die erste Strophe:

*Trau' dem nicht, den du früher schlecht behandelst,  
Und nicht dem Feind, der sich zum Freunde wandelt!  
Schau, wie die Eulenhöhle steht in Flammen,  
Für die die Krähen trugen Holz zusammen!*

Die Prinzen fragten: „Wie war denn das?“, und Wischnuscharman erzählte:

In einem Waldrevier stand ein großer Banyan-Baum, der mit dem dichten Schatten seines ausgedehnten Blätterdaches gleichsam den Wanderern ein Willkommen bot. Darin wohnte ein Krähenkönig namens Wolkenfarb mit einem Gefolge von tausend Krähen, und nicht weit davon wohnte ein Eulenkönig namens Feindtöter mit einem Gefolge von tausend Eulen. Als dieser eines Tages durch seine Eulen Kunde von der Burg der Krähen bekam, zog er infolge der angeborenen Feindschaft von Eulen und Krähen des Nachts mit einem großen Aufgebot von Eulen gegen sie heran und fiel über sie her; und nachdem er unter den Krähen ein furchtbares Gemetzel angerichtet hatte, zog er wieder ab.

Am nächsten Morgen suchte Wolkenfarb die Überlebenden auf, von denen vielen Schnäbel, Flügel und Beine gebrochen waren, und nachdem er das ganze Lager hatte inspizieren lassen und das Ergebnis zur Kenntnis genommen hatte, berief er einen Ministerrat ein und sprach:

„Ihr habt das große Gemetzel vor Augen, das unser Feind, König Feindtöter, angerichtet hat. Nachdem er jetzt den Weg zu unserer Burg gefunden hat, wird er bestimmt bei günstiger Gelegenheit nachts wiederkommen, um uns völlig zu vernichten. Deshalb müssen wir, ohne Zeit zu verlieren, einen Plan ausdenken, wie wir ihn abwehren können.“

Nun hatte er fünf Minister, deren Ämter in ihren Familien erblich waren, und zwar hießen sie Aufflieger, Mitflieger, Rückflieger, Vorflieger und Langlebig. Die begann er nun der Reihe nach zu befragen. Als ersten unter ihnen fragte er Aufflieger: „Mein Lieber, was müssen wir in dieser Lage deiner Ansicht nach zunächst tun?“ Jener entgegnete: „Wie könnte ich etwas Besonderes wissen? Herr, ich kann nur sagen, was in den Lehrbüchern steht, und zwar: Wer von einem Stärkeren angegriffen wird, muß sich ihm ergeben oder außer Landes gehen.“ Als Wolkenfarb dies vernommen hatte, sprach er zu Mitflieger: „Mein Lieber, was ist deine Meinung?“ Dieser entgegnete: „Herr, wenn Aufflieger gesagt hat, der von einem Stärkeren Angegriffene müsse außer Landes gehen, so scheint es mir doch nicht richtig, unsere Burg so plötzlich und auf einmal aufzugeben. Daher sollten wir in unserer Lage die ‚Schaukel-Taktik‘ anwenden: so oft Gefahr droht, abziehen, wenn die Luft rein ist, in unserer Burg bleiben.“ Nachdem der König auch diese Rede erwogen hatte, fragte er Vorflieger: „Was sagst du dazu?“ Dieser sprach: „O König, solches fortwährende Hin- und Herziehen wäre verhängnisvoll. Wir müßten die Armen, Blinden, Buckligen, Zwerge, Krüppel, Lahmen und Kranken und das ganze Gepäck hin- und herschleppen, und darüber würden wir zugrunde gehen. Daher ist unter obwaltenden Umständen ein Friedeusschluß das einzig Richtige, denn:

*Zieht gegen einen König, welcher schwach,  
Mit mächt'gem Heer ein stärkerer zu Feld,  
Sud' schnell der Schwächere um Frieden nach,  
Damit er Schatz, Heer und sich selbst erhält.*

Wenn wir uns also jenen unterwerfen, können wir friedlich und ohne Sorge hier wohnen bleiben.“ Nachdem er auch diese Rede erwogen, fragte Wolkenfarb Rückflieger: „Mein Lieber, was hältst denn du in unserer jetzigen Lage für angezeigt?“ Der entgegnete: „Lieber im Dschungel das von wiederkäuenden Gazellen verunreinigte Wasser genießen, als, nachdem man einmal den Geschmack des Herr-Seins gekostet, ein jämmerliches Leben in Abhängigkeit von seinen Feinden führen! Auch heißt es:

*Wenn er vor dem, der ihm nicht gleich, sich beugt  
Das bringt dem Stärkern große Schande;  
Den tapfern Mann, der sich zu willig neigt,  
Verachtet man im ganzen Lande.*

Und:

*Neigt sich der Stab, so nimmt sein Schatten zu,  
Neigt er zu tief sich, schwindet er im Nu;  
Nicht anders steht es mit des Mannes Ehr'\*,  
Drum beuge er sich wohl, doch nicht zu sehr!*

Im übrigen haben wir ja nicht einmal Gelegenheit, uns mit jenen zu treffen\*; und wie sollen, wenn man nicht zusammenkommen kann, Friedensverhandlungen stattfinden? Darum ist für uns unter allen Umständen das Beste, mit ihnen zu kämpfen.“

Nachdem so Wolkenfarb von diesen vieren die Meinung jedes Einzelnen erkundet hatte, sprach er zu Langlebig: „Vater, du bist unser langjähriger angestammter Minister, und du bist allezeit auf unser Wohl bedacht. Was ist nach deiner Ansicht so, wie die Dinge stehen, jetzt zu tun angezeigt? Ich weiß ja, daß das, was du sagst, für

uns das Beste ist!“ Auf diese Worte entgegnete Langlebig: „Majestät, was könnte ich noch sagen, das nicht von diesen schon gesagt worden wäre? Denn von den beiden Möglichkeiten: Krieg oder Frieden, ist jede bereits zur Sprache gekommen. Jedoch, was Rückflug gesagt hat, ist ein Rat, der zur Vernichtung unserer Partei führen würde. Herr, wie könnte ein Kampf zwischen jenen und uns gleich sein? Tatsächlich wäre der Kampf für uns höchst ungleich, denn sie sind weitaus die Stärkeren. Daher ist ein Kampf mit ihnen für uns nicht rätlich. Auch sagt man:

*Wer, ch' er Stärke und Schwäche des Feinds und die eigne erwogen,  
Blind sich stürzt in den Kampf, der fordert beraus das Verhängnis.*

*Ernst nimm jeglichen Feind, mag auch gering er dir scheinen;  
Hältst du es anders damit, so bleibt dein Handeln erfolglos.*

*Klug, die richtige Zeit zum Feldzug wählend, geduldig,  
Eigene Stärken und Schwächen und die des Gegners erkennend—  
Auf einen solchen Feind hab acht und traue ihm nimmer!*

*Wem, durch der Staatskunst hohe Meisterschaft  
Bezwungen, sich Fortuna hat ergeben,  
Dem bleibt sie tren und fühlt sich selbst geehrt,  
Daß sie die Hand ihm reicht zum Bund fürs Leben.*

*Ein hochgemuter Feind kann schon von fern  
Zerschmettern eines Königs Majestät —  
Um wieviel mehr ein Feind voll Niedertracht,  
Der in der Nähe schwer bewaffnet steht!*

So ist also Krieg keinesfalls rätlich. Denn die Fehde mit einem Stärkeren führt, wie ein Fußkampf mit einem Elefanten, unweigerlich zum Verderben.“

Da fragte Wolkenfarb: „Sprich, Vater, worauf willst du denn nun hinaus?“, und jener entgegnete: „Herr, bedenke Folgendes. Man sagt:

*Das Glück, das um den Preis des Lebens  
Man zu erzwingen sucht vergebens,  
Kommt ungerufen dem ins Haus,  
Der sich in klugem Rat kennt aus.*

*Ort, Kräfte, Pflicht, Methode, Lebenszeit —  
Wer die bedenkt, eh er sein Werk packet an,  
Dem Tücht'gen strömen Glück und Wohlstand zu  
Wie Flüsse in den vollen Ozean.*

*In allen Prüfungen als treu erprobt,  
Umsichtig, klug und tapfer müssen sein  
Des Königs Räte; denn das Königtum  
Kann ohne gute Räte nicht gedeihn.*

Daher gewährleistet nur ein Kabinett vorzüglicher Räte dem König, der auf Eroberungen ausgeht, vollen Erfolg. Auch heißt es:

*Nicht kümmert sie der Ahnen lange Reihe,  
Nicht ob er schön, ob hochgebildet sei —  
Der tapf're Held, dem gute Räte dienen,  
Ihm bleibt die sonst so wankelmüt'ge Lakschmi treu.*

Noch einmal sage ich also: Krieg ist nicht rätlich. Aber auch Friede ist eine Unmöglichkeit für solche, zwischen denen angeborene und ewige Feindschaft besteht. Wenn ich nun aber wirklich einen Rat geben soll, dann schicke diese zungenfertigen Schwätzer fort, die nur davon leben, daß sie sich zu Unrecht Minister nennen; denn bei wichtigen Geschäften ist ein Geheimnis zwecklos, das sechs Ohren hören.“ Wolkenfarb willfahrte der Bitte und sprach dann: „Vater, infolge meiner Jugend bin ich noch unerfahren. Was du sagst, das will ich tun, denn über dieses alles hast du zu bestimmen. Du weißt die Dinge richtig zu erklären, hast geistliches und weltliches Wissen und bist von meines Vaters Zeiten her auf mein Wohl

bedacht. Aber sage mir doch zuvor noch etwas, das ich gern wissen möchte: Wie ist eigentlich unsere Feindschaft mit den Eulen entstanden?“ Der Minister sprach: „Herr, durch unbedachtes Reden!

*Nachdem die ganze lange Sommerszeit  
Er ungestört im fremden Korn konnt' weiden,  
Der dumme Esel in des Panthers Fell  
Mußt', weil er unklug sprach, den Tod erleiden.“*

Wolkenfarb fragte: „Wie war denn das?“, und Langlebig erzählte

#### DIE GESCHICHTE VON DEM ESEL IM PANTHERFELL

Ein Wäscher hatte einen Esel, der durch das mühsame Tragen der allzu schweren Wäschelasten stark heruntergekommene war. Um ihn wieder zu Kräften zu bringen, zog ihm der Wäscher ein Pantherfell über und ließ ihn nachts in fremder Leute Korn laufen. So fraß er Korn soviel er nur wollte, und weil man ihn für einen Panther hielt, wagte niemand, sich ihm zu nähern und ihn aus dem Korn zu treiben. Eines Tages nun sah ihn ein Bauer, der das Korn bewachte. Der dachte: „Da ist ein Panther! Ich bin verloren!“, und er bückte sich, und in seinen grauen Mantel gehüllt, den hochgerichteten Bogen in der Hand, begann er sich vorsichtig fortzuschleichen. Der Esel aber, der mittlerweile feist geworden und zu Kräften gekommen war, erblickte ihn von fern und hielt ihn für eine Eselin, und da seine Lebenszeit abgelaufen war, lief er im Galopp hinterher. Da rannte auch der Bauer so schnell er konnte. Der Esel aber dachte: „Vielleicht verkennt sie mich, weil sie mich in einem Pantherfell stecken sieht; deshalb will ich meine wahre Natur zeigen



und ihr Herz mit einem Eselsschrei entzücken. Und so fing er an zu schreien. Als der Kornwächter das hörte, erkannte er am Ton, daß es ein Esel war, kehrte um und schoß ihn mit einem Pfeil tot.

Darum sage ich: „Nachdem die ganze lange Sommerszeit — und so weiter.“

So ist auch unsere Feindschaft mit den Eulen durch unbedachtes Reden entstanden.

Wolkenfarb fragte: „Wie war denn das?“, und Langlebig erzählte

#### DIE GESCHICHTE VON DER KÖNIGSWAHL DER VÖGEL

Einst, als die Vögel keinen König hatten, kamen sie alle zusammen und überlegten, wen sie zum König der Vögel krönen sollten. Da beschlossen sie, die Eule zu krönen. Sie holten also alles zusammen, was nach der Vorschrift des Rituals zur Königsweihe nötig ist: Sonnenschirm, Wedel, Fächer, Thron, Schemel, Linnengewand, Salbgefäße und so weiter, und begannen mit der Weiherzeremonie. Da kam eine Krähe durch die Luft herzugeflogen. Als sie die sahen, unterbrachen sie die Feierlichkeit und sagten: „Auch diese muß unbedingt an der Wahlversammlung beteiligt werden, weil die Frage des Königtums von großer Wichtigkeit für die ganze Welt ist.“ So fragten sie den Ankömmling: „Verehrter, bist auch du damit einverstanden, daß die Eule König wird?“ Da sprach die Krähe: „Sind denn die anderen Vögel ausgestorben: Schwan, Ente, Gans, Brachvogel, Pfau, Kuckuck, Taube, Fasan und die andern alle, daß ihr diese unwirsch blickende Eule zum König weihet?“

*Krumm ist die Nase und die Augen schielen,  
Grausam und unwirsch blicket sie drein;*

*Schon wenn sie nicht zürnt, ist ihr Antlitz böse —  
Wie wird es, wenn sie zürnt, erst sein?*

*Gar ungebärdig ist sie von Natur,  
Barsch redend, grausam und gemein:  
Wenn diese Eule ihr zum König krönt,  
Wie kann sie euch Beschützer sein?*

Sie steckt ja alles in Brand, worauf ihr Blick fällt, und sie ist zu keiner List fähig. Und es heißt doch:

*Durch eine List kann doch zum Ziel  
Ein König kommen, welcher schwach;  
Die Hasen schützten vor den Mond  
Und lebten frei von Ungemach.“*

Die Vögel fragten: „Wie war denn das?“, und die Krähe erzählte

#### DIE GESCHICHTE VON DEN ELEFANTEN, DEN KANINCHEN UND DEM MOND

Es blieb einmal zwölf Jahre lang der Regen aus. Dadurch trockneten Teiche, Weiher, Tümpel und Seen aus, und alle Tiere wurden von Durst gequält und litten große Not, besonders die Elefanten. Nun war da ein Elefantenkönig namens Vierzahn, zu dem sprachen die andern Elefanten: „Herr, unsere Kälber werden von Durst gepeinigt, einige sind am Sterben, andere schon tot. Deshalb ersinne ein Mittel, unserm Durst abzuhelpen.“ Darauf sandte der Führer der Herde nach allen acht Himmelsrichtungen schnelle Läufer aus, um Wasser zu suchen. Von denen kam einer zurück und berichtete: „Herr, nicht weit von hier liegt ein großer See mit Namen Mondsee, voll klaren Wassers, gleich einem Stück des Himmels.“ Da begab sich der Elefantenkönig mit allen

seinen Untertanen eilends und voll Freude zu diesem See. Als aber die Elefanten zu dem von allen Seiten schwer zugänglichen Seeufer hinabstiegen, wurden vielen von den Kaninchen, die dort ihre Baue errichtet hatten, Köpfe und Häuse zerstampft. Nachdem dann die Elefantenherde getrunken und gebadet und sich wieder entfernt hatte, begannen die überlebenden Kaninchen zu beraten. Da sprach der Kaninchenkönig namens Pfeil: „Was sollen wir jetzt tun? Unser Geschlecht ist verloren! Nachdem jene den Weg gefunden haben, werden sie sicher wieder herkommen. Deshalb müssen wir auf Abhilfe denken, bevor sie kommen.“ Da sprach ein Kaninchen namens Sieg, das über viel Erfahrung verfügte: „Das ist wohl zu machen. Ich verspreche, daß sie nicht wieder hierher kommen sollen. Ich bitte nur, daß man mir einen Zeugen bewilligt für das, was ich tue.“ Als König Pfeil das hörte, sprach er erfreut: „Ganz gewiß, mein Lieber! Denn:

*Wenn Sieg als Abgesandter geht,  
Der Ort und Zeit weiß klug zu wählen,  
Der gründlich sich auf Politik versteht,  
Dann kann es am Erfolg nicht fehlen.*

*Wer spricht, was heilsam, wer gemessen spricht,  
Wer Sanskrit\* spricht, und wer nicht spricht zuviel,  
Wer reiflich überlegt, bevor er spricht,  
Der kommt mit jeglichem Geschäft ans Ziel.*

Wenn die Elefanten die Kühnheit deines Verstandes bemerken, so werden sie, auch wenn ich ihnen fern bin, meine Dreifache Macht\* erkennen. Denn:

*Eines Königs Bote oder Brief,  
Sah ich auch den König selber nicht,  
Sagt genau mir, ob er weise sei,  
Oder ob's ihm an Verstand gebricht.*

*Ein Bote schlichtet manchen Streit,  
Ein Bote kann, die einig sind, entzwein,  
Ein Bote tut zu jeder Zeit  
Was dem, der ihn beauftragt, bringt Gedeihn.*

Und wenn du gehst, so ist das genau so, als wenn ich selbst ginge:

*Was angemessen, was sich ziemt,  
Was du für richtig hältst, sprich dort,  
Und was du immer sagen magst,  
Soll gelten wie mein eignes Wort.*

*Darin besteht des Boten ganze Pflicht,  
Daß knapp und klar er das, was nötig, spricht;  
Er muß verstehn, in Kürze vorzubringen,  
Was seinem Auftrag sichert das Gelingen.“*

Nach diesen Worten verabschiedete sich das Kaninchen Sieg von dem Kaninchenkönig und begab sich zu dem Elefantenkönig. Als es nun auf seinem Wege den Anführer der Elefanten erblickte, dachte es: „Für kleine Leute wie mich ist es unmöglich, diesem einfach gegenüberzutreten. Denn man sagt ja:

*Rührt er nur an, schlägt tot der Elefant,  
Die Schlange gibt den Tod, indem sie küßt,  
Der König tötet, währenddes er lacht,  
Der Schurke tötet, wen er höflich grüßt.*

Deshalb will ich auf einen Berg steigen und von dort aus den Elefantenkönig begrüßen.“ So tat es denn auch und sprach: „Guten Tag, wie geht es Euch?“ Als der Elefantenkönig das hörte, schaute er sich um und sprach zu dem Kaninchen: „Wer bist du und woher kommst du?“ Es entgegnete: „Der erhabene Mond schickt mich als Gesandten.“ Der Führer der Elefantenherde sprach: „So

trage dein Anliegen vor!“ Das Kaninchen erwiderte: „Du weißt ja, daß man einem Boten den Auftrag, den er ausrichtet, nicht verübeln darf; denn alle Könige sprechen durch den Mund von Boten. Auch heißt es:

*Ob man ihm gleich mit Waffen drohte,  
Nicht ändert seinen Spruch der Bote;  
Er sagt nur, was ihm aufgetragen,  
Drum darf kein König ihn erschlagen.*

So sage ich also im Auftrag des Mondes: Wie kannst du es wagen, einen andern zu schädigen, ohne dir klar zu machen, wer er ist und wer du bist? Heißt es doch:

*Wer, eb' er Stärke und Schwäche des Feinds und die eigne erwogen,  
Blind sich stürzt in den Kampf, der fordert heraus das Verhängnis.*

Du nun hast den Mondsee, den mein Name berühmt macht, widerrechtlich beschädigt und die unter meinem Schutz stehenden Kaninchen getötet. Das ist Unrecht. Ich bin verpflichtet, den Hasen beizustehen, weil ich sie auf der Brust trage; deshalb gibt mir ja alle Welt den Namen ‚Hasenträger‘.\* Wenn du nun nicht abläßt von diesem Frevel, so werde ich dir großes Unheil zufügen; hörst du aber auf damit, so will ich dich reich belohnen: mein Licht soll deinen Leib erquicken.\* Andernfalls dagegen werde ich meine Strahlen hemmen, so daß du von Hitze versengt samt deinem Volke elend umkommen wirst.“

Auf diese Worte des Boten wurde dem Elefantenkönig angst und bange, und er erwiderte: „Verehrter, ich habe mich wahrhaftig nur aus Unwissenheit vergangen; ich will jetzt keinen Streit mit dem Mond anfangen.“ Das Kaninchen sprach: „Der König Mond weilt eben in jenem See. So komm du allein mit mir, daß ich ihn dir

zeige; dann kannst du dem Erhabenen deine Verehrung bezeugen und seine Verzeihung erwirken.“ Mit diesen Worten führte es den Elefanten des Nachts zu dem Mondsee und zeigte ihm im Wasser das Spiegelbild der vollen Mondscheibe. Der Elefant aber dachte: ‚Ehe ich dem Gott meine Verehrung darbringe, will ich mich erst völlig reinigen‘, und streckte seinen Rüssel zwei Menschen-Armlängen weit ins Wasser hinaus. Da geriet in dem aufgerührten Wasser die Mondscheibe in Bewegung und wackelte hin und her, so daß der Elefant tausend Monde erblickte. Darauf wandte sich das Kaninchen in scheinbarer Bestürzung um und sprach: „O weh, o weh, du hast den Mond noch einmal so sehr erzürnt!“ „Warum zürnt mir denn der erhabene Mond?“, fragte der Elefant, und das Kaninchen antwortete: „Weil du sein Wasser berührt hast!“ Als der Elefant das vernahm, zog er den Schwanz ein und den Rüssel zurück, fiel auf die Knie, beugte den Kopf bis zur Erde nieder, verehrte den erhabenen Mond und sprach: „Herr, verzeihe mir, was ich aus Unwissenheit getan habe!“ Und nach diesen Worten eilte er ohne sich umzublicken auf Nimmerwiederkehren fort, wie er gekommen war. Darum sage ich: „Durch eine List kann doch zum Ziel — und so weiter.

Weiter aber ist diese gemeine Eule mit ihrer Schlechtigkeit nicht imstande, Untertanen zu beschützen.\* Und es heißt:

*Wie kann das gut wohl gehn, wenn zwei  
Vor einem bösen Richter prozessieren?  
Es wird, wie Has' und Haselhuhn,  
Sie beide ins Verderben führen!“*

Die Vögel fragten: „Wie war denn das?“, und die Krähe erzählte



DIE GESCHICHTE VOM HASELHUHN,  
HASEN UND KATER

Früher einmal wohnte ich auf einem Baum, und unter mir in einem Loch dieses Baumes wohnte ein Haselhuhn. Durch dieses Zusammenwohnen entspann sich zwischen uns beiden eine gegenseitige unzertrennliche Freundschaft, und jeden Tag, wenn wir gespeist und uns etwas ergangen hatten, vertrieben wir uns am frühen Abend die Zeit mit Fragen und Gegenfragen nach schönen Sprüchen. Eines Tages erschien das Haselhuhn am Abend nicht zu unserer Plauderstunde. Das machte meinem Herzen große Sorge, und ich dachte: „Ob es wohl zu Tode gekommen oder gefangen worden ist, oder ob es Gefallen an einer anderen Wohnung gefunden hat, daß es nicht kommt?“ Indes ich mich so sorgte, vergingen viele Tage. Danach kam ein Hase namens Langohr und bezog die Wohnhöhle des Haseluhns. Als ich ihn sah, dachte ich: „Mein Freund, das Haselhuhn, ist nicht mehr da, was soll ich mich um die Wohnung bekümmern?“ Als nun der Hase kurze Zeit dort gewohnt hatte, kam das Haselhuhn wieder zurück, und als es den Hasen in seiner Höhle sah, sprach es: „Heda, das ist meine Wohnung, mach dich schleunigst fort!“ Der Hase entgegnete: „Du Dummkopf, weißt du denn nicht, daß das Recht auf Wohnung und Speise durch Anwesenheit erworben wird?“ Das Haselhuhn sprach: „Es gibt hier ja Zeugen, die wollen wir befragen; so gehört es sich, denn es heißt ja in den Rechtsbüchern:

*Ein Streit um Brunnen und Zisterne,  
Um Teich und Haus und Wohnung findet  
Entscheidung durch der Nachbarn Zeugnis,  
Also hat Manu\* es verkündet.“*

Der Hase willigte ein, und sie machten sich auf den Weg, um ihren Fall vor Gericht zu bringen. Ich aber ging aus Neugierde hinter ihnen her, weil ich sehen wollte, was daraus würde. Als sie nun noch nicht weit gegangen waren, sprach der Hase zum Haselhuhn: „Wer soll aber unsern Prozeß führen?“ Der Hase antwortete: „Ei, hier lebt doch am Strande des Flusses ein alter Kater namens Milchohr, der sich fleißig kasteit, von Mitleid zu allen Kreaturen erfüllt ist und die Gesetze kennt. Der wird uns ein gerechtes Urteil fällen!“ Als das Haselhuhn das hörte, sprach es: „Geh mir fort mit diesem Elenden! Wie heißt es doch:

*Vor falschen Heuchlern, die im Büsserkleid  
Auftreten, soll man wohl sich wahren —  
Wie oft sieht man am heil'gen Badeplatz  
Asketen, die sich an die Gurgel fahren!“\**

Das hörte der Kater Milchohr, der sich nur verstellte, um mit leichter Mühe seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und um den beiden Vertrauen einzufloßen, stellte er sich eifrig, in die Sonne blickend, auf die Hinterbeine, hob die Arme über den Kopf, schloß ein Auge und betete. Da sie ihn beten sahen, faßten die beiden Vertrauen zu ihm, gingen zu ihm hin und trugen ihm ihren Rechts-handel wegen der Wohnung vor: „Ehrwürdiger Asket und Rechtslehrer, wir beide haben einen Rechtsstreit, den sollst du uns auf Grund des Gesetzbuches entscheiden.“ Der Kater entgegnete: „Ich bin alt, und meine Sinne sind abgestumpft, so daß ich von weitem nicht richtig hören kann, kommt näher und redet laut!“ Darauf traten die beiden näher heran und trugen ihre Angelegenheit vor. Da sagte Milchohr, um sie ganz nahe heranzulocken und ihr Vertrauen vollends zu gewinnen, Stellen aus den Rechtsbüchern her:

„Das Recht wird den, der es zerstört, zerstören,  
Doch wer es schützt, dem wird es Schutz gewähren;  
Darum verletze nie das Recht, daß nicht  
Das Recht, das du gebrochen, dich zerbricht!

Gerechtigkeit als einz'ger Freund  
Folgt uns auch in der Todesstunde,  
Indes zusammen mit dem Leib  
Geht alles andere zugrunde.

Die blut'ge Opfer bringen dar,  
In grauem Höllendunkel leiden Pein;  
„Du sollst nicht töten“ — höher war  
Nie ein Gebot und wird nie eines sein!

Wer seines Nächsten Weib der Mutter gleich,  
Wie einen Lehmklöß fremde Güter achtet,  
Wem jede Kreatur gilt wie er selbst —  
Ja, der sieht recht, der so die Welt betrachtet!“

Daß ich es kurz mache: durch seine Heuchelei gewann er so sehr ihr Vertrauen, daß sie dicht an ihn herantraten, und da packte der Elende alle beide mit einem Griff und tötete sie.

Daher sage ich: „Wie kann das gut wohl gehn, wenn zwei vor einem bösen Richter prozessieren — und so weiter. So ist denn diese gemeine Eule zum Königsamt vollkommen untauglich.“

Als die Vögel diese Rede der Krähe vernommen hatten, fanden sie, daß sie wohl gesprochen habe, und sagten: „Wir wollen noch einmal eine Versammlung abhalten und über die wichtige Frage der Königswahl beraten.“ Und mit diesen Worten gingen alle Vögel auseinander dahin, woher sie gekommen waren. Einzig die Eule blieb auf ihrem Thron sitzen und wartete auf die Krönung. Und sie fragte, wer diese Rede zu ihrem Schaden gehal-

ten habe, und als sie erfuhr, es sei die Krähe gewesen, entflammte ihr Zorn über die Worte der Krähe, und sie sprach zu ihr: „Was habe ich dir denn zuleide getan, daß du meine Krönung hintertrieben hast?

Die Wunde heilt, die zugefügt ein Pfeil,  
Der Wald wächst nach, den abgeholzt das Beil,  
Des Waldbrands Lücke wird sich wieder schließen,  
Doch nie die Wunde, die ein Wort gerissen!

Doch wozu viele Worte? Vom heutigen Tage an herrscht Feindschaft zwischen uns und euch!“ So sprach die Eule und flog zornig fort, wie sie gekommen war. Die Krähe aber dachte besorgt: „Was für einen Schaden habe ich da dem Gemeinwohl zugefügt! Mit Recht sagt man:

Was nicht auf Ort und Zeit und Künft'ges nimmt Bedacht,  
Was andre kränkt und was ihm selbst nicht Ehre macht,  
Wer solches ausspricht ohne guten Grund,  
Der führt nicht Worte, der führt Gift im Mund!

Ist er auch stark, der Kluge nimmt sich doch in acht,  
Daß er sich ohne Not niemand zum Feinde macht;  
Wer äße grundlos Gift, solange er bei Verstand,  
Bloß weil er denkt: ein Arzt ist ja zur Hand?

So ist nun dies Unglück durch meine Dummheit geschehen. Solches kommt eben dabei heraus, wenn man etwas tut, ohne es vorher mit wohlmeinenden Freunden überlegt zu haben. Daher heißt es:

Was treue Freunde wiederholt geprüft,  
Und was er selbst mehrmals genau bedacht,  
Wer das nur ausführt, der fürwahr ist klug,  
Nicht kann ihm fehlen Reichtum, Ruhm und Macht.“

Nachdem sie so gesprochen, begab sich auch die Krähe weg von jenem Ort.

Auf diese Weise, o Herr, ist unsere Feindschaft mit den Eulen durch eine Rede entstanden.“

Da sprach König Wolkenfarb: „Das habe ich wohl verstanden, Vater. Jetzt aber überlege und ersinne einen Plan, ehe die Eulen wiederkommen und über uns herfallen.“ Langlebig entgegnete: „Herr, von den sechs Möglichkeiten der Politik, nämlich Frieden, Krieg, Abwarten, Abmarsch, Schutzbündnis und doppeltes Spiel, sind Frieden und Krieg schon anfangs besprochen worden. Abwarten, Abmarsch, Schutzbündnis und doppeltes Spiel aber kommen augenblicklich für uns nicht in Frage. Denn Abwarten angesichts eines überlegenen Feindes führt dazu, daß man seine Burg verliert und selbst umkommt, Abmarsch würde wenigstens Aufgabe der Burg bedeuten. Wo ist der Starke, mit dem wir ein Schutzbündnis schließen könnten, und mit wem sollten wir ein doppeltes Spiel treiben? Unter diesen Umständen besteht keine Möglichkeit zur Anwendung der vier Mittel: Versöhnung, Bestechung, Entzweiung und Gewalt. Es gibt aber noch ein fünftes, von den Theoretikern nicht gelehrt Mittel, nämlich die Kriegslust. Die will ich anwenden und versuchen, dadurch den Feind zu besiegen und zu demütigen. Es heißt:

*In einer Fehde können viele Schwache  
Durch Schlaubeit ihren Feind besiegen;  
Gelang es doch den Schelmen, den Brahmanen  
Um seine Ziege zu betrügen.“*

Wolkenfarb fragte: „Wie war denn das?“, und Langlebig erzählte

## DIE GESCHICHTE VON DEM BRAHMANEN UND DEN SPITZBUBEN

Ein Brahmane hatte sich in einem Nachbardorf für das Tieropfer einen Ziegenbock besorgt, nahm ihn auf die Schulter und machte sich auf den Heimweg. Unterwegs sahen ihn ein paar Spitzbuben und dachten: ‚Diesem Brahmanen wollen wir seine Ziege ablocken.‘ Sie verabredeten sich also, eilten ihm voraus und kamen ihm in Gruppen von einem, zweien und dreien geteilt auf seinem Wege entgegen. Zuerst kam einer, der sprach zu dem Brahmanen: „Warum trägst du bloß diesen Hund auf der Schulter? Nun ja, er wird wohl geschickt im Erlegen von Wild sein.“ Sprach's und ging weiter. Der Brahmane dachte: ‚Was redet der dumme Kerl da? Wie werde ich wohl einen Hund auf die Schulter nehmen!‘\* Schon kamen die nächsten zwei Spitzbuben, und auch die sprachen zu ihm: „Brahmane, wie kannst du so etwas Ungehöriges tun! Die heilige Schnur, Rosenkranz, Wassertopf, Sektenzeichen auf der Stirn — und ein Hund auf der Schulter! Wie reimt sich das zusammen? Aber schließlich, der Hund ist sicher geschickt im Erlegen von Hasen, Rehen und Wildschweinen.“ Sprach'en's und gingen weiter. Der Brahmane aber wollte sich jetzt vergewissern, setzte den Bock auf die Erde, betastete seine Körperteile: Ohren, Hörner, Hoden, Schwanz und so weiter, ganz genau und dachte dann: ‚Diese Dummköpfe! Wie können sie bloß diesen Ziegenbock für einen Hund halten!‘ Und er nahm ihn wieder auf die Schulter und zog fürbaß. Da redeten ihn die letzten drei an: „Berühre uns nicht! Geh zur Seite! Rein bist du nur den Kastenzeichen nach, Brahmane, aber da du einen Hund berührst, mußt du ein Jäger\* sein!“ So sprachen sie und gingen weiter. Der Brahmane aber dachte: ‚Spielen mir



denn meine Sinne einen Streich? Und doch, die Mehrheit entscheidet! Es gibt auf der Welt sonderbare Dinge; vielleicht ist das ein Dämon in Hundegestalt? Ja, so einer kann sich wohl in einen Hund verwandeln!‘ So überlegte er, ließ die Ziege laufen, nahm ein Reinigungsbad und ging nach Hause. Die Spitzbuben aber holten sich die Ziege und aßen sie auf.

Darum sage ich: „In einer Fehde können viele Schwache — und so weiter.

Jetzt aber, o Herr, habe ich dir etwas zu sagen, darauf gib wohl acht und führe es so aus, wie ich es sage!“ „Und was ist das, Vater?“, fragte Wolkenfarb, und Langlebig sprach: „Herr, rupfe mir die Federn aus, schmähle mich mit den härtesten Worten, nimm Blut von den beim vorigen Mal Erschlagenen und beschmiere mich damit; dann wirf mich hier unter diesen Banyanbaum, begib dich zum Rischyamukha-Berg und bleibe mit deinem Volke dort, bis ich nach den Methoden der Lehrbücher unsere Feinde auf den Weg zum Tode gebracht habe und nach Erreichung meines Zieles mich wieder bei dir einfinde. Und du darfst kein Mitleid mit mir haben.“

So wurde es auch gemacht. Als die Sonne untergegangen war, kam Feindtöter mit seinem Eulenhier auf den Banyanbaum geflogen. Da sah er keine einzige Krähe. Er setzte sich auf den höchsten Wipfel und dachte: ‚Wo sind die Feinde nur hingegangen?‘ Langlebig aber, der am Boden lag und den die Eulen gar nicht sahen, überlegte: ‚Wenn die Feinde wieder abziehen, ohne zu erfahen, was geschehen ist, was habe ich dann erreicht? Man sagt aber:

*Der Klugheit erstes Zeichen ist,  
Ein Unternehmen nicht erst anzurühren,  
Das zweite Zeichen, was man doch begann,  
Nun auch zu Ende durchzuführen.*

Ja, es ist besser, etwas gar nicht anzufangen, als das Angefangene zunichte werden zu lassen. Deshalb will ich mich ihnen bemerkbar machen, indem ich meine Stimme vernehmen lasse.‘ So überlegte Langlebig und gab einen ganz leisen Ton von sich. Das hörten die zunächst sitzenden Eulen, erkannten es als einen Krähenschrei und meldeten es ihrem König. Als Feindtöter das vernahm, kam er neugierig herunter, vergewisserte sich der Sache und sprach zu seinen Ministern: „Fragt ihn einmal, wer er ist!“ Da antwortete die Krähe: „Ich bin Langlebig.“ Als das der Eulenkönig vernahm, rief er erstaunt: „Das ist doch der Günstling und Premierminister des Krähenkönigs! Wie ist denn der in diesen Zustand geraten?“ Er befragte Langlebig, und dieser sprach: „Vernimm, o Herr! Als ihr, nachdem ihr ein ziemliches Gemetzel angerichtet, wieder abgezogen waret, bemächtigte sich Wolkenfarbs, als er sah, was von seinen Kriegern dem Tode entgangen war, tiefe Niedergeschlagenheit. Er hielt eine Beratung mit seinen Ministern ab, und kurz und gut, er plante deine Vernichtung. Da sagte ich: ‚Jene sind stark, wir aber schwach, daher ist unbedingt das einzig Heilsame für uns, daß wir uns ihnen ergeben. Denn es heißt:

*Mit Stärkern streiten darf selbst in Gedanken nicht  
Der Schwache, dem sein Wohl am Herzen liegt;  
Der kluge Mann zu Schaden nimmer kommt,  
Der sich nachgiebig wie ein Schilfrohr biegt;  
Doch sicher ist verloren, wer es tut  
Der Motte gleich, die in die Flamme fliegt.‘*

Da riefen die Krähen, ich hielte es mit dem Feinde, und richteten mich rücksichtslos so zu.“

Als Feindtöter das vernahm, hielt er mit seinen von Vater und Großvater überkommenen Ministern Rot-

auge, Grimmauge, Glühauge, Krummnase und Mauerohr eine Beratung ab. Als ersten fragte er Rotauge: „Mein Lieber, was ist unter den obwaltenden Umständen zu tun?“ Der entgegnete: „Was ist da zu überlegen? Man muß ihn ohne Besinnen töten; denn:

*Klug ist es, einen schwachen Feind  
Bevor er stark wird, umzubringen;  
Denn wuchsen ihm erst Kraft und Mut,  
Ist er dann nicht mehr zu bezwingen.*

Außerdem gibt es ein Sprichwort: Wer Fortuna, die von selbst zu ihm kommt, wegschickt, den verflucht sie! Und es heißt:

*Nur einmal kommt der rechte Augenblick,  
Den lang ersehnt man hat;  
Wird er versäumt, nicht kehrt er dann zurück,  
Wenn man ihn braucht zur Tat!*

Wenn du also diesen Feind tötest, dann wird deine Herrschaft ohne Dornen sein.“

Nachdem der Eulenkönig die Rede dieses Ministers vernommen hatte, fragte er Grimmauge: „Mein Lieber, was meinst du dazu?“ Dieser sprach: „Herr, als Schutzsuchender darf er nicht getötet werden; denn:

*Wer einen Flüchtling, der in bitterer Not  
Asyl ersehend liegt zu seinen Füßen,  
Aus feiger Furcht schlägt ohn' Erbarmen tot,  
Wird dafür in der tiefsten Hölle büßen!*

*Das Roßopfer\*, mit allem Prunk  
Gefeiert, bringt nicht soviel Frucht,  
Wie dem zu helfen, der in Furcht  
Und Zittern bei dir Schutz gesucht.“*

Nachdem Feindtöter auch dies gehört, fragte er Glühauge: „Mein Lieber, was ist deine Meinung?“ Dieser sprach: „Herr, fest steht, daß ein Schutzsuchender, und sei es auch ein Feind, unverletzlich ist.

*Es heißt doch, daß die Taube einst dem Jäger,  
Der Schutz gesucht bei ihr in Not,  
Nachdem sie ihn geziemend aufgenommen,  
Ihr eignes Fleisch zur Speise bot.*

Davon abgesehen wird er, nachdem jene ihm so übel mitgespielt haben, uns zu nutzen und sie zu verderben suchen, oder er wird uns ihre schwachen Punkte verraten. Daher sollte man ihn nicht töten.“

Nachdem er dies gehört, fragte Feindtöter den nächsten Minister Krummnase: „Mein Lieber, was sollen wir in unserer jetzigen Lage tun?“ Dieser entgegnete: „Herr, man darf jenen nicht töten; denn:

*Es können, streitet einer mit dem andern,  
Selbst Feinde großen Nutzen geben:  
Es rettete der Dämon dem Brahmanen  
Die Kühe, und der Dieb das Leben.“*

Der König fragte: „Wie war denn das?“, und Krummnase erzählte

#### DIE GESCHICHTE VOM BRAHMANEN, DIEB UND RAKSCHASA\*

Ein armer Brahmane hatte einmal zwei von Jugend auf mit Schmelzbutter, Sesamöl, Salz, Gras und dergleichen gutem Futter aufgezogene, wohlgenährte Kühe geschenkt bekommen. Die sah ein Dieb und dachte: ‚Die will ich heute noch stehlen.‘ In der ersten Abenddämmerung

machte er sich also auf den Weg. Wie er so dahin ging, faßte ihn einer, den er nicht kannte, an der Schulter. Erschrocken fragte er: „Wer bist du?“ Der Fremde antwortete wahrheitsgetreu: „Ich bin ein nachts umher-schweifender Brahma-Rakschasa. Nun sag auch du mir, wer du bist!“ Der Dieb erwiderte: „Ich bin ein Dieb.“ „Wohin gehst du?“, fragte der andere weiter, und er antwortete: „Ich will einem Brahmanen seine zwei Kühe stehlen. Und wohin gehst du?“ Da sprach der Rakschasa, der zu dem Dieb Zutrauen faßte: „Ich bin unterwegs, um mir eben diesen Brahmanen zu holen.“ So gingen sie beide hin, versteckten sich und warteten die günstige Zeit ab. Als der Brahmane eingeschlafen war, schlich der Rakschasa an ihn heran, um ihn zu packen. Da sprach der Dieb zu ihm: „So ist es falsch! Wenn ich mir die Kühe geholt habe, dann kannst du ihn packen.“ Der Rakschasa entgegnete: „Das ist ebenso falsch! Er könnte von dem Brüllen der Kühe wach werden, und dann wäre ich umsonst gekommen.“ Der Dieb erwiderte: „Wenn du ihn packst, und er springt auf und schreit, dann wird das ganze Haus rebellisch! Dann kann ich auch die Kühe nicht mehr stehlen. Deshalb mußt du mich erst die Kühe stehlen lassen, dann kannst du den Brahmanen fressen.“ So tritten sie sich herum und erzürnten sich, und weil jeder zuerst kommen wollte, weckten sie beide gleichzeitig den Brahmanen. Da rief der Dieb: „Brahmane, dieser Brahma-Rakschasa will dich holen!“, der Rakschasa aber rief: „Dieser Dieb will deine beiden Kühe stehlen!“ Als der Brahmane das hörte, sprang er auf, und geistesgegenwärtig schützte er sich selbst vor dem Rakschasa, indem er den heiligen Spruch seiner Schutzgottheit hersagte, und die Kühe vor dem Dieb mit geschwungenem Knüttel. Da machten beide, Dieb und Rakschasa, daß sie fort-kamen.

Deshalb sage ich: „Es können, streitet einer mit dem andern, — und so weiter. Außerdem aber:

*Vom König Schibi geht die Sage,  
Dem frommen, hochgemuten, daß sogar,  
Um eine Taube zu beschützen  
Dem Falken er sein eigen Fleisch bot dar.\**

Daher darfst auch du niemand töten, der bei dir Schutz sucht.“

Darauf fragte Feindtöter auch noch Mauerohr, und der gab den gleichen Rat. Da erhob sich Rotaugé, und innerlich die andern verlachend sprach er nochmals: „Wehe, durch eure falsche Politik richtet ihr unsern Herrn zugrunde, und wir alle sind dem sicheren Verderben geweiht! Wie richtig ist es doch, wenn man sagt:

*Sehn sie auch äußerlich Ministern gleich,  
Als Feinde muß der Kluge die betrachten,  
Die statt der Politik, die heilsam ist,  
Das Gegenteil zur Richtschnur machten!*

*Der beste König geht gewiß zugrunde  
Wie Dunkelheit zur Sonnenaufgangs-Stunde,  
Weil Zeit und Ort zum Handeln er verfehlt —  
Wenn einen Toren er zum Kanzler wählt!“*

Aber auch jetzt beachtete der König Rotauges Worte nicht, sondern er hob Langlebig auf und wollte ihn in die Eulenburg bringen. Da sprach Langlebig, um sein Vertrauen zu gewinnen: „Herr, wozu willst du mich bei dir aufnehmen, da ich doch in meinem Zustand gar nichts ausrichten kann? Was habe ich, so wie ich jetzt bin, noch vom Leben? Darum laß mir ein Feuer machen, in das will ich mich stürzen.“ Rotaugé aber, der seine geheimen Absichten aus seiner Miene erkannte, sprach: „Wozu willst



du dich denn ins Feuer stürzen?“ Er entgegnete: „Um euretwillen haben mich die Krähen so zugerichtet. Deshalb wünsche ich, um mich an ihnen rächen zu können, als Eule wiedergeboren zu werden kraft der Opferung meines Leibes im Feuer.“ Da sprach Rotauge: „Du Schurke, unmöglich ist es und undenkbar, daß du je eine Eule wirst! Denn:

*Es waren Sonne, Regen, Wind und Berg  
Der Maus als Mädchen zugehacht zum Mann,  
Doch kehrte sie zurück zu ihrer Art,  
Denn seiner Art entrinnen niemand kann.“*

Langlebig fragte: „Wie war denn das?“, und Rotauge erzählte

#### DIE GESCHICHTE VON DER MAUS ALS MÄDCHEN

In einer gewissen Gegend wohnte ein Heiliger, der hatte im Ganges gebadet und wollte gerade seinen Mund spülen, da fiel ihm ein junges Mäuslein, das ein Falke aus dem Schnabel verloren hatte, auf die Hand. Als er es sah, setzte er es auf ein Banyanblatt, wiederholte Bad und Mundspülung und vollzog die nötigen Reinigungsriten\* und machte sich dann auf den Heimweg. Da fiel ihm das Mäuschen ein, und er dachte: ‚Es war doch grausam von mir, daß ich das Mäuslein, das Vater und Mutter verloren hat, im Stich gelassen habe. Ich habe damit eine Sünde begangen, denn ich vertrete jetzt Vaterstelle bei ihm.‘ So denkend kehrte er um, verwandelte das Mäuschen durch die Kraft seiner Kasteiung in ein Mädchen, nahm es mit nach Hause, übergab es seiner Frau, die keine Kinder hatte, und sprach zu ihr: „Liebe, hier hast du ein Töchterchen bekommen! Nimm es und ziehe

es sorgfältig auf.“ Und die Frau zog das Mädchen in liebevoller Pflege groß.

Als es nun mit der Zeit zwölf Jahre alt geworden war, begann der Heilige an seine Verheiratung zu denken: ‚Es ist unrecht, die Zeit ihrer Mannbarkeit verstreichen zu lassen, denn dadurch würde ich eine Sünde begehen; heißt es doch:

*Wenn bei dem Mädchen, ehe es vermählt,  
Im Vaterhaus die Mannbarkeit tritt ein,  
Soll niemand fürder nehmen sie zum Weib,  
Und beide Eltern sollen Parias sein.*

Daher will ich sie einem ihr ebenbürtigen starken Manne zur Frau geben; man sagt ja:

*Sind zwei sich gleich an Gut und Habe  
Und sind auch Stand und Herkunft gleich,  
Mag Heirat wohl und Freundschaft frommen,  
Doch nimmer zwischen Arm und Reich.“*

So rief er denn die erhabene Sonne herbei\* und sprach: „Du bist stark; nimm diese meine Tochter zur Frau!“ Der hohe Welthüter,\* der alles, was geschieht, sieht, als wenn er dabei wäre, antwortete ihm: „Ehrwürdiger, stärker als ich sind die Wolken; wenn sie mich bedecken, werde ich unsichtbar.“ „Das ist richtig“, sprach der Heilige, rief eine Wolke und sagte zu ihr: „Heirate meine Tochter.“ Die aber sagte: „Stärker als ich ist der Wind; von dem werde ich nach allen Richtungen hin und her gejagt.“ Da rief jener den Wind: „Nimm du meine Tochter!“ Darauf entgegnete der Wind: „Ehrwürdiger, stärker als ich sind die Berge, denn ich bin nicht imstande, sie auch nur einen Fingerbreit zu verrücken.“ Da rief jener einen Berg und sprach zu ihm: „Heirate mein Mädchen!“ Der antwortete: „Zwar nennt man uns die Un-

beweglichen,\* aber stärker als wir sind die Mäuse, die bohren von allen Seiten Hunderte von Löchern durch uns durch.“ Darauf rief der Heilige einen Mäuserich und sprach zu ihm: „Nimm du mein Mädchen zur Frau.“ Der aber entgegnete: „Das geht nicht; wie soll sie wohl in meine Wohnung kriechen?“ Da sprach der Heilige: „Das ist wahr“, und durch die Kraft seiner Kasteiung verwandelte er das Mädchen wieder in eine Maus und gab sie dem Mäuserich.

Darum sage ich: „Es waren Sonne, Regen, Wind und Berg — und so weiter.“

Der Eulenkönig aber hörte nicht auf das, was Rotaugé sagte, sondern nahm zum Verderben seines Stammes Langlebig mit in seine Burg. Unterwegs lachte Langlebig bei sich und dachte:

*„Der, seinem Herrn zum Besten redend, wollte,  
Daß man mich ohn' Erbarmen töten sollte,  
Von allen den Ministern hier allein  
Drang der tief in der Staatskunst Wesen ein.“*

Wenn sie aber auf ihn hörten, so würde meine Hoffnung zuschanden werden.'

Als sie nun an den Eingang der Burg gekommen waren, sprach Feindtöter zu seinen Ministern: „Weist Langlebig Wohnung an, wo es ihm beliebt.“ Dieser aber wählte seine Wohnung am Eingang der Burg, um, wenn der Augenblick gekommen wäre, leicht entfliehen zu können. Die Eulen unternahmen nun jeden Tag nach Herzenslust ihre Raubzüge, und auf Befehl ihres Königs brachten sie reichlich Fleisch mit und gaben es Langlebig.

Rotaugé aber rief seine Sippe zusammen und sprach: „Ich sehe binnen kurzem durch diese Krähe Verderben über uns kommen. Darum hat es keinen Zweck, daß wir

bei diesen Toren wohnen bleiben, sondern wir wollen uns eine andere Berghöhle suchen und dort in Frieden leben.“ Nach diesen Worten zog Rotaugé mit den Seinen fort an einen anderen Ort.

Die Krähe Langlebig aber kam in kürzester Zeit wieder zu Kräften, und es wuchsen ihr neue Federn, daß sie glänzte wie ein Pfau. Und nachdem sie die Stärke und Kampftüchtigkeit und die Festung der Feinde mit ihren schwachen Punkten und Zugangswegen erkundet hatte, dachte sie:

*„Erkundet hab ich ganz genau  
Der Feinde Macht und ihrer Festung Bau;  
Drum will ich, ohne Zeit mehr zu verlieren,  
Sie allesamt jetzt ins Verderben führen.“*

So dachte Langlebig, und um die Eulen zu vernichten, stopfte er die Einflüglöcher der Burg voll Gerümpel und flog eilends zu Wolkenfarb. Der umarmte ihn stürmisch und fragte ihn, wie es ihm ergangen sei; er aber antwortete: „Herr, es ist jetzt keine Zeit, meine Erlebnisse zu erzählen; höchste Eile ist geboten. Fliegt los und nehmt jeder ein Stückchen Holz mit, ich aber will Feuer dazu holen. Und so wollen wir hingehen und auf einen Schlag die Wohnstatt der Feinde mit ihnen allen darin verbrennen.“

Genau so machten sie es; in die mit Gerümpel gefüllten Löcher stopften sie Holz und legten Feuer daran. Da wurde sämtlichen Feinden auf einen Schlag der Garaus gemacht. Und nachdem Langlebig die Höhle bis hinunter in die Schlangenwelt\* ausgebrannt hatte und so ans Ziel aller seiner Wünsche gelangt war, setzte er zum Klang von Glück, Segen und Sieg verkündender Musik Wolkenfarb mit seinem gesamten Staatswesen auf seinem alten Banyanbaum wieder zum König ein.

#### IV.

### Hier beginnt das vierte Buch mit dem Titel DES SCHON GEWONNENEN VERLUST

Davon lautet die erste Strophe:

*Wer, betört von guten Worten,  
Fahren läßt, was sein schon ist,  
Wird betrogen wie der dumme  
Delphin durch des Affen List.*

Die Prinzen sprachen: „Wie war denn das?“, und Wischnuscharman erzählte

#### DIE GESCHICHTE VON DEM AFFEN UND DEM DELPHIN

Irgendwo am Meeresufer wohnte ein Affenkönig mit Namen Runzelgesicht. Als dessen Kräfte im Alter nachgelassen hatten, wurde er von einem jugendstarken Affen, dessen Herz das Feuer heftigen Neides verzehrte und der voller Ungeduld einen Haß auf ihn geworfen hatte, aus seiner Herde vertrieben. An dem gleichen Gestade stand ein Feigenbaum mit Namen Honigborn; von dessen Früchten fristete er sein Leben. Als er nun einmal am Essen war, fiel ihm eine Feige aus der Hand ins Wasser, und beim Hineinfallen gab es einen wohlklingenden leisen Klatsch. Als der Affe den hörte, riß er, närrisch wie die Affen sind, eine Feige nach der andern ab und warf sie hinunter, um sich einen Ohrenschaus zu verschaffen. Nun kam gerade ein Delphin namens Hager unter dem Baum vorbei, der fand diese Feigen und fraß davon nach

Herzenslust, und froh, ein so süßes Futter gefunden zu haben, blieb er dort. Runzelgesicht faßte zu ihm eine solche freundschaftliche Zuneigung, daß er in seiner Gesellschaft selbst die Ausstoßung aus seiner Herde vergaß. Aber auch der Delphin fühlte sich in so inniger Liebe zu dem Affen hingezogen, daß er sich oft mit der Heimkehr verspätete.

Eines Tages ging seiner Frau, die mit ihren Freundinnen zusammensaß, die lange Trennung zu Herzen, und sie sprach: „Wo bleibt nur mein lieber Mann, was macht er draußen, was hat er da wohl, wovon er sich nicht losreißen kann? Heut bleibt er gar zu lange aus! Er vernachlässigt ja zu seinem Schaden die drei Lebensziele!“ Da sprach eine ihrer Freundinnen: „Was können dir Haus und Geld nutzen, wenn du einen Mann hast, von dem du nicht weißt, was er treibt! Ich aber habe ihn mit eigenen Augen gesehn, wie er am Meeresufer mit einer Affin in zärtlichster Liebe vertraulich koste. Nun weißt du's, und so tue ungesäumt, was du für richtig hältst!“ Als die Delphinin das vernahm, geriet sie in bitterstes Herzeleid; sie ließ alle häuslichen Arbeiten liegen, zog ein schmutziges Kleid an, bestrich sich den Leib mit Öl, legte sich zu Bett und wälzte sich rastlos darauf hin und her, indes die Freundinnen sie umstanden. Der Delphin aber, nachdem er aus Liebe zu Runzelgesicht lange über die Zeit fortgeblieben war, kam endlich heim, und als er seine Frau in diesem Zustand erblickte, fragte er ganz bestürzt: „Wie ist das gekommen, daß sie so krank ist?“ Von den Freundinnen wollte keine etwas sagen; er aber drang mit immer neuen Fragen in sie. Nun war eine von ihnen die vertrauteste Herzensfreundin der Delphinin, die sprach, indem sie ihre große Erregung zu erkennen gab: „Herr, diese Krankheit, die sie hat, ist unheilbar; wir müssen darauf gefaßt sein, sie heute noch zu ver-



lieren; es ist ihr nicht zu helfen.“ Als der Delphin das hörte, geriet er in Verzweiflung, und in seiner großen Liebe zu seiner Frau sprach er: „Wenn ich mit meinem Leben sie retten könnte, so würde ich es gern für sie hingeben.“ Die Freundin entgegnete: „Herr, ein einziges Mittel gibt es gegen diese Krankheit. Wenn man ihr ein Affenherz verschaffen kann, wird sie am Leben bleiben; andernfalls ist es aus mit ihr. Das ist ein Geheimmittel der Frauen.“ Da dachte der Delphin bei sich: „Was für ein Unglück kommt da über mich! Wo soll ich ein Affenherz hernehmen außer von Runzelgesicht? Das aber wäre äußerst verwerflich und den Geboten der Religion zuwider. Und doch:

*Ob der Gattin, ob dem edlen  
Freund gebührt die erste Stelle?  
Wichtiger ist doch die Gattin  
Als der Freund auf alle Fälle!*

*Durch sie erreichst du ganz des Lebens Ziele,  
Sie schafft dir Freunde, hilfst dein Ansehn mehren;  
In ihr liegt eine ganze Welt beschlossen —  
Wer sollte drum nicht sie aufs höchste ehren?*

Und anderseits erwog er, ratlos, was er tun sollte, auch wieder:

*Den einz'gen lieben, edlen Freund,  
Der so viel Gutes mir getan,  
Den soll ich morden um ein Weib!  
Fürwahr, das kommt gar hart mich an!*

In solchen Gedanken begab er sich widerstrebenden Herzens langsam und zögernd zu Runzelgesicht. Als der Affe ihn so langsam herankommen sah, sprach er: „Mein Lieber, warum kommst du heute so spät?“ Der Delphin entgegnete: „Freund, ich will dir sagen, was mich be-

drückt. Ich kann mich nicht immerfort an dich heften, denn obwohl du mir so lange Zeit schon nichts als Gutes getan hast, habe ich dir noch keinerlei Gegendienst leisten können. In der Tat:

*Sich selbst zu nützen, bietet meist  
Der Freund dem Freunde Liebe dar,  
Doch deine Liebe, Affenfürst,  
Ist allen Eigennutzes bar.*

Und trefflich paßt auf dich der Spruch:

*Dem helfen, der dir nicht geholfen hat,  
Wohltun, empfangne Wohltat nicht vergessen,  
Aufrichten, wen das Schicksal niedertrat —  
Daran wird wahre Vornehmheit ermessen!“*

Der Affe entgegnete: „Du hast mir doch schon dadurch einen unvergleichlichen Dienst erwiesen, daß ich, nachdem ich Heimat und Freunde habe verlassen müssen, dank der Freundschaft, die uns verbindet, in deiner Gesellschaft sorglos und glücklich leben kann! Mit Recht sagt man:

*In Kummer Trost, Schutz in Gefahr,  
Vertrau'n und Liebe stets vereint —  
Wer wohl dies köstliche Juwel  
Erschuf, das kurze Wörtlein ‚Freund?‘“*

Der Delphin erwiderte:

*„Den Freund die Gattin lassen schaun,  
Zu Haus bewirten ihn mit Trank und Speise,  
Geheimstes selbst ihm anvertraun —  
Das sind der Freundschaft wirkliche Beweise!*

Ich aber habe dich noch nicht mit in mein Haus genommen, dir meine Frau nicht vorgestellt und dich nicht aus meiner Schüssel gespeist.“ Darauf sagte der Affe:

„Was will das schon heißen! Auf solche Weise verkehren nur die gewöhnlichen Leute miteinander; denn:

*Ein Lump stellt wie ein Komödiant sein Weib zur Schau  
Wozu Bewirtung? Füttert man nicht auch das Vieh?  
Was dem, mit dem er umgeht, nutzt und frommt,  
Das tut der Edle ganz von selbst und ohne Müß'!*

Der Delphin entgegnete:

*„Wen könnt' es Wunder nehmen, wenn der edle Mann  
Dem Weisen und dem Guten gern Verehrung zollt?  
Tat's, wer von niedrer Art, nur das wär' sonderbar,  
Wie wenn man bei der Sonne Kühlung suchen wollt'.*

So will denn auch ich, mein Lieber, dir einen Gegen dienst erweisen. Ich habe ein Haus auf einer lieblichen Insel im Meere; dabei stehen paradiesische Bäume mit Früchten süß wie Nektar. Drum steige mir auf den Rücken und komme mit nach meinem Heim!“ Als er das hörte, freute sich der Affe sehr und sprach: „O wie schön, lieber Freund, von Herzen gern! Bring mich nur schnell dorthin!“

Da nahm der Delphin den Affen, der ihm vertraute und nicht ahnte, wie nahe ihm sein Verderben war, auf den Rücken; indem er aber so mit ihm dahinschwamm, dachte er:

*„Es ist das Weib ein furchtbar schweres  
Und dennoch allzu süßes Joch.  
Was ich für meine Frau jetzt tun soll,  
Verabscheu' ich — und tu' es doch!*

Und es heißt auch:

*Ob echt das Gold, zeigt am Probierstein sich,  
Im Handel kannst du Mannes Art erkunden,  
Des Stiers Probierstein ist das Joch — doch ward  
Noch kein Probierstein für das Weib erfunden!*

So muß ich also für ein Weib einen Freundesmord be gehen.“ Indem der Delphin so sprach, sagte der Affe zu ihm: „Was redest du denn da?“ Der Delphin antwortete: „Ach, gar nichts!“ Daß er ihm nichts sagen wollte, kam dem Affen nicht geheuer vor, und er dachte: „Was mag wohl der Grund sein, daß der Delphin mir meine Frage nicht beantwortet hat? Ich will ihm einmal mit Schlaue heit sein Geheimnis entlocken!“ Und so fragte er noch einmal eindringlicher. Der Delphin antwortete: „Meine Frau leidet an einer unheilbaren Krankheit, darum bin ich betrübt.“ Der Affe sprach: „Können denn die Ärzte und die Zauberer mit ihren Beschwörungen nichts zu ihrer Heilung tun?“ Der Delphin entgegnete: „Ich habe sie wohl konsultiert, aber sie sagen, wenn sie nicht ein Affenherz bekomme, werde sie nicht am Leben bleiben.“ Als er das vernahm, hielt sich der Affe schon für so gut wie tot und dachte bei sich: „O weh, ich bin verloren! Noch im Alter ernte ich die Frucht mangelnder Beherr schung der Sinne! Ja:

*Über Lüstlinge herrscht auch im Wald die Sünde,  
Auch im Haus kann sich, wer redlich strebt, kastein;  
Wer nichts Böses tuend Leidenschaft bezwungen,  
Einem solchen wird das Haus zum Büßerhain.“*

Indem er solche Betrachtungen anstellte, sprach er zu dem Delphin: „Freund, das war aber nicht recht von dir! Warum hast du mir das nicht gleich gesagt? Nun habe ich mein Herz dort zurückgelassen; das hätte ich doch mitnehmen müssen, denn es heißt ja:

*Seelenheil, Geld, Liebesfreuden,  
Willst du die drei Ziele schau,  
Darfst du nicht mit leeren Händen  
Gehn zu Priestern, Fürsten, Frau'n.“*

Der Delphin sprach: „Wo ist denn dein Herz?“ Der Affe entgegnete: „Ebendort, auf meinem Feigenbaum! Die Affen haben doch bekanntlich ihre Herzen immer auf den Bäumen. Wenn du es gerne haben möchtest, dann wollen wir umkehren und es holen.“ Als der Delphin das hörte, schwamm er hocherfreut zum Ufer zurück. Da sprang der Affe seelenvergnügt schleunigst hoch, schwang sich auf einen Ast des Feigenbaumes und blieb dort sitzen, indem er dachte: „Da wäre ich ja doch noch mit dem Leben davongekommen!“ Der Delphin aber rief ihm von unten zu: „Freund, hole dein Herz und komm schnell her!“ Der Affe lachte und sprach: „Ich komme nicht wieder! Ich habe alles durchschaut, und was ich zu dir sagte, war nur eine List. Mach dich fort, Dummkopf! Wie kann wohl ein Herz sich außerhalb des Körpers befinden?“

*Listig sannst du mir den Tod,  
Gegenlist mir Hilfe bot.  
Was ich dir hab' vorgemacht,  
Rettung hat's mir selbst gebracht.“*

Als der Delphin sah, daß der Entschluß des Affen feststand, sagte er: „Freund, wenn du auch dein Herz nicht da hast, so komm trotzdem mit. Ich werde meine Frau mit anderer Medizin zu heilen versuchen.“ Der Affe entgegnete: „Du Schurke, ich bin doch kein Esel!“

*Weil dorthin, wo er erst entkommen,  
Er noch einmal den Weg genommen,  
Der Dummkopf ohne Herz und Ohren  
Im Wald sein Leben hat verloren.“*

Der Delphin fragte: „Wie war denn das?“, und der Affe erzählte

## DIE GESCHICHTE VON DEM ESEL OHNE HERZ UND OHREN

In einem Walde wohnte einst ein Löwe; der hatte einen Schakal zum Gefolgsmann.\* Eines Tages befahl den Löwen ein Magenleiden, so daß er gar nichts mehr ausrichten konnte. Dem Schakal wurde der Hals mager vor Hunger, und er sprach zu dem Löwen: „Herr, wie sollen wir, wenn wir ganz untätig sind, unser Leben fristen?“ Der Löwe entgegnete: „Freund, meine Krankheit ist nur durch eine Arznei zu heilen, nämlich durch Herz und Ohren eines Esels — anders nicht! Darum gib dir alle Mühe, mir einen Esel herbeizuschaffen.“ Der Schakal antwortete: „Wie der Herr befiehlt.“ Sprach und ging fort. In der Nähe der Stadt erblickte er den Esel eines Wäschers und sprach zu ihm: „Freund, warum bist du so mager?“ Jener entgegnete: „Kamerad, jeden Tag muß ich für meinen Herrn die schweren Lasten Wäsche tragen, und der schlechte Kerl gibt mir nicht einmal genug zu essen!“ Sprach der Schakal: „Warum sollst du dich so abquälen? Ich will dich an einen Ort bringen, wo du meinen wirst, du wärest im Himmel.“ Der Esel sprach: „Sag' mir nur wie!“ Der Schakal erwiderte: „Dort in jenem Waldrevier, das reich mit smaragdgrünem Gras bestanden ist und das ein Fluß durchströmt, leben drei mit allen Reizen der Jugend geschmückte Esclinnen, so schön, wie du noch keine gesehn hast. Und ich glaube, sie sind den gleichen Plackereien entlaufen, deren du überdrüssig bist. Zu denen will ich dich hinbringen.“ Als der dumme Esel das hörte, willigte er ein und ließ sich zu dem Löwen führen. Der, den ihm vor die Tatzen laufenden Esel erblickend, sprang voller Freude auf und stürzte sich auf ihn. Weil er aber so schwach war, entwichte ihm der Esel mit genauer Not und wandte sich



zu Tode erschreckt zur Flucht, ohne sich umzusehen. Da sprach der Schakal zu dem Löwen: „Ei, ist das alle Kraft, mit der du zuschlagen kannst? Wenn du nicht einmal einen Esel, den man vor dich führt, töten kannst, wie willst du dann deiner Rivalen Herr werden?“ Der Löwe entgegnete: „Das ist schon richtig, aber bring ihn nur noch einmal her, diesmal werde ich ihn töten!“ Sprach der Schakal: „Halte dich aber bereit für ihn, damit er nicht wiederum entkommt, wenn ich ihn dank meiner Schlaueit noch einmal herbringe, obwohl er deine Heldenkraft schon kennengelernt hat.“ Und lachend ging er von dannen. Er begab sich zu dem Esel und sprach zu ihm: „Warum bist du denn zurückgelaufen?“ Jener entgegnete: „Mir war etwas Schreckliches zugestoßen! Ein Wesen, groß wie ein Berg, ich weiß nicht, was es war, stürzte sich auf mich, daß ich ihm nur um Haaresbreite entkam.“ Der Schakal erwiderte: „Das war nur ein Mißverständnis von dir. Wie sagt man doch:

*Nur allzu oft geschieht es, daß der Mann,  
Der die drei Lebensziele will erringen,  
Auf nicht vorhandne Hindernisse stößt,  
Die nur der eignen Einbildung entspringen.*

Die Eselin, in ganz absonderlicher Liebeslust entbrannt, hatte sich bei deinem Anblick voller Leidenschaft erhoben, um dich zu umarmen. Da bist du in deiner Feigheit geflohen. Sie aber, da sie es ohne dich nicht mehr aushalten kann, hat, um dich beim Weglaufen festzuhalten, den Arm nach dir ausgestreckt. Weiter war nichts dabei! Also komm nur mit!“ Auf diese Worte entgegnete der Esel: „Ich will mit dir gehn“; er ließ sich von dem Schakal wieder zu dem Löwen führen, und der packte ihn und brachte ihn um.

Als er nun den Esel getötet hatte, sprach der Löwe zum

Schakal: „Freund, diese Arznei muß eingenommen werden, nachdem man zuvor die Götter verehrt und sonstige Riten vollzogen hat; nur dann wirkt sie richtig. Darum bleib du so lange hier und gib gut darauf acht, bis ich gebadet und die täglichen Riten vollzogen habe und wieder zurück bin.“ Sprachs und ging fort. Als aber der Löwe weg war, dachte der Schakal: „Das muß ja eine wunderbare Arznei sein“, und da es ihn so danach gelüstete, fraß er Herz und Ohren des Esels selbst auf; dann wischte er sich sorgfältig Maul und Pfoten ab und wartete. Der Löwe kam, nachdem er gebadet, zurück, umwandelte den Esel nach rechtshin\* — und fand weder Herz noch Ohren. Da sagte er: „Was ist denn hier passiert? Sprich, wo ist sein Herz und wo sind seine Ohren?“ Der Schakal entgegnete: „Herr, wie könnte ein solcher Dummkopf ein Herz und Ohren haben! Wer ein Herz\* und Ohren hat, von dem könnte man gewiß nicht sagen: ‚Weil dorthin, wo er erst entkommen‘ — und so weiter.“ Da schwieg der Löwe.

Darum sage ich: „Ich bin doch kein Esel! Mach dich nur fort, du kannst mich nicht noch einmal hinters Licht führen!

*Was listig du mit falschem Wort mir anzutun geplant,  
Hab dank verborg'nen Mängeln deines Witzes ich erkannt;  
Solch übergroße Schlaueit nahm ich dann zum Vorbild mir,  
Ich hielt mit falschem Wort dich hin, vergalt mit Gleichem dir!“*

Da verwunderte sich der Delphin über Runzelgesichts scharfen Verstand und sprach zu ihm:

*„Eigne Torheit sprechen aus die Weisen,  
Während sie des andern Klugheit preisen;  
Doch mit dem, was selbst sie vorgenommen,  
Ohne Fehlschlag sie zum Ziele kommen.“*

So sprechend ging der Delphin enttäuscht nach Hause.

V.

Hier beginnt das fünfte Buch mit dem Titel

VORSCHNELLES HANDELN

Davon lautet die erste Strophe:

*Wer, eh' die Wahrheit er erkundet,  
Vorschnell vom Zorn sich läßt verführen —  
Wie der Brahmane Somascharman  
Wird schnell er seinen Freund verlieren.*

Die Prinzen sprachen: „Wie war denn das?“, und Wischnuscharman erzählte

DIE GESCHICHTE VON DEM BRAHMANEN UND  
DEM ICHNEUMON

In Bengalen lebte ein Brahmane aus guter Familie mit Namen Dewascharman. Seine Gattin war eine Brahmanin und hieß Yadschnadatta. Diese wurde einst dank der guten Werke, die sie in ihrer Vorgeburt getan hatte, schwanger. Als Dewascharman das sah, war er hochbeglückt und dachte: „Mir ist großes Heil widerfahren, daß ich Nachkommenschaft haben soll!“ Zu seiner Frau aber sprach er: „Liebe, dein Wunsch ist erfüllt! Du wirst einen Sohn zur Welt bringen; ich werde in großer Freude die Sakramente der Geburtsweihe, Namengebung und so weiter für ihn vollziehen, und er wird mein Stammhalter sein.“ Auf diese Worte entgegnete die Brahmanin: „Wer weiß, ob es ein Sohn wird oder nicht! Es ist nicht recht, so von etwas zu reden, ehe man es gesehen hat;

und man soll sich nicht zu früh auf etwas freuen, heißt es doch:

*Der Mann, der voller Unbedacht  
In Zukunftsträumen sich will wiegen,  
Wie Somascharmans Vater wird  
Er weißbestäubt am Boden liegen!“*

Der Brahmane fragte: „Wie war denn das?“, und sie erzählte

DIE GESCHICHTE VON DEM BRAHMANEN MIT  
DEM GRÜTZTOPF

Es war einmal ein Brahmane, der sich der Wissenschaft befließigte. Der wurde im Hause eines Kaufmanns regelmäßig gespeist, und wenn er einmal nicht dort aß, bekam er ein Maß Gerstengrütze. Die nahm er mit nach Hause, tat sie in einen irdenen Topf und hob sie auf. So wurde mit der Zeit der Topf schließlich ganz voll Grütze. Eines Tages nun hatte der Brahmane auf seinem Bett, über dem er den Topf an einen Wandpflock gehängt hatte, ein Nachmittagsschläfchen gemacht, und als er erwachte, überlegte er: „Das Korn ist jetzt teuer, erst recht also kochfertig gemahlene Grütze. Ich habe gewiß für zwanzig Rupien Grütze; die will ich verkaufen und mir dafür zehn Zicklein zu zwei Rupien das Stück anschaffen! Alle sechs Monate werden sie werfen, und binnen fünf Jahren werden sie sich bis auf vierhundert Stück vermehren. Nun hört man ja allgemein, daß man für vier Ziegen eine junge Kuh mit lebendem Kalb und viel Milch und allen sonstigen guten Eigenschaften bekommt. Ich werde also für die Ziegen hundert Kühe einhandeln. Wenn die kalben, bekomme ich eine Anzahl Ochsen. Damit werde ich mich auf die Landwirtschaft legen und eine Menge

Getreide ziehen. Dessen Verkauf wird mir viel Gold einbringen, und ich werde ein prächtiges Backsteinhaus bauen mit einer Mauer darum herum. Angesichts meines großen Reichtums, mit der Schar der Knechte und Mägde und allem, was sonst dazu gehört, wird mir bestimmt ein Brahmane aus erster Familie eine schöne Tochter zur Frau geben. Mit dieser werde ich im Laufe der Zeit einen durch meinen Glücksstern gesegneten, langlebigen und gesunden Stammhalter erzeugen. Für ihn werde ich vorschriftsmäßig die Sakramente der Geburtsweihe und so weiter vollziehen und werde ihm den Namen Somascharman geben. Wenn nun der Kleine so umhertollt, wird meine Frau, ganz von ihren häuslichen Pflichten in Anspruch genommen, zur Zeit der Heimkehr der Kühe nicht richtig auf ihn aufpassen. Dann werde ich, das Herz ganz übermannt von der Liebe zu meinem Söhnchen, einen Knüttel nehmen und sie damit durchprügeln. Und ganz in seine Träume versunken, schwang er wirklich einen Knüttel und schlug damit gegen den Grütztopf, so daß er in hundert Scherben zersprang und die Grütze umherstreuend auf ihn herabstürzte. Über und über mit Grützmehl bestäubt, kam sich der Brahmane vor, als wenn er aus einem Traum erwacht wäre, und er schämte sich sehr, und die Leute lachten ihn aus.

Darum sage ich: „Man darf sich nicht in Zukunftssträumen wiegen; wenn man etwas vor sich sieht, kann man danach handeln; ohne Mauer kann man kein Wandbild malen!“

Als nun die Zeit der Geburt gekommen war, brachte die Brahmanin einen wohlgestalteten Knaben zur Welt. Man vollzog an ihm die Riten, und am zehnten Tag nach der Geburt übergab die Brahmanin das Kind dem Vater, daß er es hüte, und ging zum nahen Flusse, um

sich selbst zu reinigen und ihre beschmutzten Kleider zu waschen. Der Brahmane aber hütete das Kind; denn er war zu arm, eine Magd zu halten und mußte alles allein tun. Nun war gerade ein Tag des Mondwechsels, und da schickte die Hauptgemahlin des Königs, da sie einen Priester zum Vorlesen der heiligen Bücher brauchte, aus dem Palast eine Dienerin, um den Brahmanen zu rufen. Als ihm die Einladung überbracht wurde, dachte der Brahmane, der sein Leben lang unter seiner Armut gelitten hatte: ‚Wenn ich nicht gleich hingehe, bekommt ein anderer das Opfer; aber es ist niemand da, um auf das Kind aufzupassen. Was soll ich nur tun?‘ Nun hatte er ein Ichneumon, das er in dem Raum, wo er das Opferfeuer unterhielt, mit Getreidekörnern und dergleichen wie einen Sohn aufgezogen hatte; und in seiner Verlegenheit ließ er das als Wächter zurück und ging fort. Nach einer Weile sah das Ichneumon eine Kobra aus einem Loch im Erdboden herauskommen und auf das Kind zukriechen. Bei diesem Anblick wurden seine Augen rot vor Zorn\*, Lippen, Zähne und Pfoten zuckten ihm heftig, mit einem gewaltigen Satz stürzte es sich auf die Schlange und riß sie in Stücke. Als es dann den Brahmanen zurückkommen sah, eilte es, Maul und Pfoten noch von Blut beschmiert, voller Freude hinaus, um ihm das Vorgefallene zu melden. Der voreilige Brahmane aber dachte beim Anblick des blutgeröteten Ichneumons nicht anders, als daß es seinen Sohn gefressen hätte, und er schlug es mit einem Stock tot. Dann eilte er sofort ins Haus; und als er sein Söhnlein unverseht schlummern sah, wie er es verlassen, und daneben eine in Stücke gerissene Kobra, da schlug er an seine Brust und rief: „Weh mir Unglücklichem! Was für eine Untat habe ich Tor begangen!“ Als die Brahmanin bei ihrer Rückkehr ihren Gatten weinend, das Ichneumon erschlagen und dazu eine



in hundert Fetzen gerissene Kobra fand, fragte sie: „Was hat das zu bedeuten, Brahmane, wie ist das zugegangen?“ Darauf berichtete ihr der Brahmane alles, was geschehen war. Da wurde die umsichtige Brahmanin sehr betrübt und sprach zu ihrem Gatten:

*„Was er nicht recht gesehn, gehört, erkannt,  
Und was nicht hielt genauer Prüfung stand,  
Das fange der bedachte Mann nicht an,  
So wie es einstens der Barbier getan!“*

Der Brahmane fragte: „Wie war denn das?“, und seine Gattin erzählte

#### DIE GESCHICHTE DES BARBIERS, DER DIE MÖNCHE ERSCHLUG

In einer Stadt lebte vordem ein Kaufmann, der Geld und Angehörige verloren hatte, in drückender Armut in einem Teil eines verfallenen Hauses zusammen mit einer alten Amme, die ihn von Kindheit an aufgezogen und versorgt hatte. Einmal am frühen Abend seufzte er lange und tief und dachte: ‚Wie lange soll diese Armut noch andauern?‘ In solchen Gedanken schlief er, als es Nacht wurde, ein. Gegen Ende der Nacht hatte er einen Traum; drei Bettelmönche kamen, weckten ihn und sprachen: „Freund, wenn es Tag ist, werden wir in gleicher Gestalt zu dir kommen. Wir sind nämlich drei von deinen Vorfahren hinterlassene Schätze, und wenn du uns mit einem Knüppel schlägst, werden wir uns in Goldstücke verwandeln. Du mußt aber ohne Erbarmen draufschlagen!“ Noch über diesen Traum nachsinnend, sprach er, als er bei Tagesanbruch erwachte, zu seiner Amme: „Heute, Mütterchen, mußt du den ganzen Tag wie zu einem Opfer gerüstet sein; bestreiche den Estrich frisch

mit Kuhdung und richte das Haus auch sonst festlich her, wir müssen, so gut wir's vermögen, drei Brahmanen bewirten! Und für mich werde ich den Barbier holen.“ So geschah es denn auch, und der Barbier kam, um ihm Bart und Nägel zu schneiden. Als er mit dem Bart fertig war, kamen die drei Traumgesichte. Als der Kaufmann die Bettelmönche erblickte, verfuhr er, wie sie ihn heißen hatten, und sie wurden zu Haufen Geldes. Indes er das viele Geld einsackte, gab der Kaufmann dem Barbier dreihundert Goldstücke als Bedienungs- und Schweigegeld, damit er die Sache geheim halte. Der Barbier aber, das, was er gesehen, gründlich mißverstehend, ging nach Hause und dachte: ‚Ich werde auch drei Bettelmönche mit einem Knüppel totschiessen und sie in drei Schätze verwandeln.‘ Er nahm also einen Knüppel und stellte sich bereit. Gleich darauf kamen unter dem Zwang des Karmans\* drei Mönche und sprachen um Almosen vor. Da schlug der Barbier sie mit dem Knüppel tot, aber er bekam keine Schätze; sondern alsbald kam die Polizei, verhaftete ihn, führte ihn fort und pfählte ihn. Daher sage ich: „Was er nicht recht gesehn, gehört, erkannt — und so weiter. Und du bist gerade so ein Tor. Daher soll der kluge Mann nichts tun, ohne es vorher genau geprüft zu haben.“

## ANMERKUNGEN

Seite

- 5 *Studieren*: Frömmigkeit (*dharmā*), materieller Erfolg und Wohlstand (*artha*, „Nutzen“) und Sinnengenuss (*kama*, „Liebe“) sind die „drei Lebensziele“, deren harmonische Verbindung das Ideal des Inders darstellt. *Artha* ist dabei gleichzeitig der Fachausdruck für die in wissenschaftlichen Lehrbüchern niedergelegte machiavellistische Staatskunst und Politik, die im Gewande der Tierfabel vorzutragen der Zweck des *Pantschatantra* ist.
- 6 *Löwengebrüll*: so nennt der Inder eine herausfordernde oder triumphierende Äußerung.
- 9 *In den Vier Kreisen*: über diese „Vierkreis-Aufstellung“ ist sonst nichts bekannt, und auch einige nähere, hier übergangene Angaben des Textes machen sie nicht klarer.
- 9 *Karataka und Damanaka*: die Namen bedeuten etwa „Jauler, Heuler“ (für einen Schakal eine ungemein treffende Bezeichnung) und „Bezwinger, Sieger“.
- 12 *Rohrstab*: das Amtsabzeichen des Türstehers, mit dem er Unbefugten den Eintritt wehrt.
- 12 *Des Zweiten Kreises*: vgl. Anmerkung Seite 9.
- 17 *Brunstsaft*: der dem brünstigen Elefanten aus der Schläfe träufende Brunstsaft, den gierig die Bienen umschwärmen, gehört zu den unentbehrlichsten Requisiten indischer Dichtung.
- 25 *Dreifache Macht*: die dreifache Macht eines Königs besteht nach den Lehrbüchern der Staatskunst in seiner Herrscherstellung, seinem weisen Ratschluß und seiner Tatkraft.
- 28 *Drei Lebensziele*: vgl. Anmerkung Seite 5.
- 29 *Wind, Galle und Schleim*: das sind die drei „Grundsäfte“ des Körpers, durch deren „Störung“ die Krankheiten entstehen.
- 38 *Garuda*: der mythische König der Vögel, der Wischnu als Reittier dient.
- 38 *Höllengebirge*: nach indischem Glauben befindet sich unter dem Meer ein Höllengebirge.

Anmerkungen

Seite

- 42 *Badegewand*: ein frisches Hüfttuch. Das Hüfttuch (*Dhoti*) wird im Bade anbehalten und nachher mit einem neuen vertauscht.
- 44 *Der alles ißt*: der also die für ihn geltenden strengen Speiseverbote nicht beachtet.
- 51 *Wie das Maultier durch die Leibesfrucht*: nach indischem Glauben kann das Maultierweibchen trächtig werden, geht aber daran zugrunde.
- 52 *Zu Tode fasten*: das noch im heutigen indischen Strafgesetzbuch unter Strafe gestellte sogenannte „*Dharna-Sitzen*“, insbesondere geübt, um einen säumigen Schuldner zur Zahlung zu zwingen.
- 55 *Von Menschen nicht bewohnter Wald*: die Krähe haust sonst nur in Menschnähe.
- 56 *Rest des Essens*: ein grober Verstoß gegen die Mönchsregel, die gebietet, nicht mehr zu erbetteln, als was man zur einmaligen Sättigung braucht; ebenso unzulässig ist es natürlich, daß der Mönch sich einen Diener hält.
- 57 *Seiner Ordensregel gebuldigt*: wahrscheinlich ironische Umschreibung der üppigen Mahlzeit des Mönchs, die natürlich zu seiner Ordensregel in schreiendem Widerspruch steht.
- 57 *Karttika-Monat*: Oktober-November.
- 57 *Puschkar*: an einem heiligen Teich bei Adschmer.
- 57 *Von Hardwar über Prayag nach Benares*: Hardwar ist der Ort, wo der Ganges aus dem Himalaya in die Ebene eintritt, Prayag das heutige Allahabad am Zusammenfluß von Ganges und Dschamna, dem noch weiter stromab liegenden Benares an Bedeutung als Wallfahrtsort nicht nachstehend.
- 57 *Weltozean*: die kreisrunde Erdscheibe ist rings vom Weltmeer umgeben.
- 58 *Standquartier*: während der vier Monate der Regenzeit soll der Wandermönch sein Wanderleben unterbrechen und ein festes Quartier beziehen.
- 61 *Fühlte ich mich stark*: nach indischem Volksglauben verleiht ein vergrabener Schatz dem, der auf ihm steht, besondere Kräfte.
- 66 *Lakschmi*: die Göttin von Glück und Reichtum.

- 76 *Mannes Ehr'*: im Sanskrit ein Wortspiel, da das gleiche Wort „Schatten“ und „Glanz, Ruhm“ bezeichnet.
- 76 *Zu treffen*: weil nämlich die Krähe ein Tag-, die Eule ein Nachtvogel ist.
- 82 *Sanskrit*: d. h. die Sprache der Gelehrten, des Hofes und der Diplomatie im Gegensatz zur Volkssprache (Prakrit).
- 82 *Dreifache Macht*: vgl. Anmerkung Seite 25.
- 84 *Hasenträger*: unser „Mann im Mond“ ist für das Auge des Inders ein Hase oder Kaninchen, daher sind Ausdrücke wie „Hasenträger“ oder „der mit dem Hasen“ usw. ganz gewöhnliche Bezeichnungen des Mondes.
- 84 *Erquickend*: der Inder schreibt den Mondstrahlen ebenso positiv kühlende Wirkung zu wie denen der Sonne die erhitzen.
- 85 *Untertanen zu beschützen*: das Beschützen der Untertanen ist nach indischer Auffassung die wesentlichste Berufspflicht des Königs, der zugleich auch der Richter ist.
- 86 *Manu*: der mythische Verfasser des berühmten Hindu-Rechtbuches.
- 87 Text und Übersetzung der zweiten Strophenhälfte sind unsicher.
- 91 *Einen Hund auf die Schulter nehmen*: der Hund ist ein unreines Tier, das ganz besonders den Brahmanen schon durch bloße Berührung schwerstens verunreinigt.
- 91 *Jäger*: das heißt „ein Paria“.
- 94 *Rosopfer*: das teuerste und schwierigste aller Opfer, das nur ein sehr mächtiger König darbringen kann.
- 95 *Rakschasa*: ein menschenfressender Dämon. Wenn er nachher „Brahma-Rakschasa“ genannt wird, so heißt das, daß er in seiner früheren Existenz Brahmane war und wegen seiner bösen Taten als Rakschasa wiedergeboren wurde.
- 97 Diese Strophe bezieht sich auf die berühmte, oft erzählte Geschichte vom König Schibi, welche berichtet, daß Gott Indra, um ihn auf die Probe zu stellen, sich in einen Falke verwandelte und eine Taube verfolgte, die bei dem König Schutz suchte. Der Falke verlangt, der König dürfe

- ihm seine rechtmäßige Nahrung, die Taube, nicht vorenthalten; anderes, totes Fleisch lehnt er ab. Da bietet ihm der König so viel von seinem eigenen Fleisch, wie die Taube wiegt. Aber soviel Fleisch er sich auch nacheinander vom Leibe schneidet, immer wieder sinkt die Waagschale mit der Taube, bis endlich der König sich selbst auf die andere Waagschale stellt. Damit hat er die Probe bestanden, und sein verstümmelter Leib wird schöner als vorher.
- 98 *Reinigungsriten*: durch die Berührung der Maus war er rituell unrein geworden.
- 99 *So rief er denn die erhabene Sonne herbei*: durch seine Kasteiung hat der Heilige solche Macht erlangt, daß er sogar den Göttern befehlen kann; darum legt er auch solchen Wert darauf, seine Adoptivtochter dem Stärksten zu vermählen.
- 99 *Welthüter*: über die vier Haupt- und die vier Zwischen-Himmelsgegenden waltet je ein „Welthüter“.
- 100 *Unbeweglichen*: Atschala, „Unbeweglicher“, ist geläufiger Ausdruck für „Berg“.
- 101 *Schlangenswelt*: die halbgöttlichen Schlangendämonen bewohnen die obersten Schichten der Unterwelt.
- 109 *Einen Schakal zum Gefolgsmann*: nach indischer Vorstellung folgt der Schakal dem Löwen und ernährt sich von dessen Speiseresten, vgl. auch Buch I.
- 111 *Umwandelte den Esel nach rechts hin*: die Umwandlung unter Zukehrung der rechten Seite (also im Sinne des Uhrzeigers) ist eine Form kultischer Verehrung.
- 111 *Herz*: das Herz ist der Sitz des Verstandes.
- 115 *Rot vor Zorn*: das Ichneumon (Mangus, „Mongoose“) ist der Todfeind der Schlangen.
- 117 *Karman*: die Wirkung des Karmans, das heißt der in einer früheren Existenz begangenen Taten, ist das nie versagende Auskunftsmittel, sonst unverständliche Schicksale und Ereignisse (wie hier das merkwürdige Zusammentreffen, daß auch zu dem Barbier drei Mönche kommen) zu erklären. Das Karman löst für den Inder auf die einfachste Weise das Problem vom Leiden des Gerechten.



## NACHWORT

Bücher haben ihre Geschichte — aber kaum eines eine so reiche und bewegte wie das *Pantschatantra*, das „Fünfbuch“. Der uns nicht einmal dem Namen nach bekannte indische Dichter, der — genauer wissen wir es nicht — zwischen dem 1. und 6. Jahrhundert n. Chr. den Gedanken faßte, ein Buch der Staatsweisheit und Lebensklugheit im Gewande der Tierfabel zu schreiben, hat einen „Schuß ins Schwarze“ getan wie keiner seiner mit Namen berühmten Landsleute, wie kaum ein Dichter der ganzen Welt. Vom Erfolg seines Werkes in Indien zeugen Dutzende von Bearbeitungen in Sanskrit wie in neuindischen Sprachen. Darüber hinaus aber hat es schon im Mittelalter einen beispiellosen Siegeszug über fast die ganze damalige Welt angetreten. Ein persischer Arzt übersetzte es um 550 ins Mittelpersische. Die arabische Übersetzung dieser selbst nicht erhaltenen Übersetzung wurde nicht nur eins der verbreitetsten Werke der arabischen Literatur, aus ihr floß auch — neben anderen — eine hebräische Übersetzung, aus dieser im 13. Jahrhundert eine weitverbreitete lateinische. Auf dieser lateinischen wieder ruht die im Auftrag des Grafen Eberhard im Barte gemachte deutsche des Anton von Pferr, das „Buch der Beispiele der alten Weisen“. Um 1480 als eines der ersten deutschen Bücher überhaupt gedruckt, erlebte es in 50 Jahren über 20 Auflagen und wurde zur Grundlage von Übersetzungen in mehrere andere Sprachen. Eine griechische Übersetzung der alten arabischen wurde Stammvater von zahlreichen slawischen Versionen; eine neupersische Bearbeitung versorgte ähnlich den Vorderorient, hatte in französischem Gewande größten Erfolg in Frankreich und wurde nach Lafontaines eigenem Zeugnis Quelle einer großen Zahl seiner Fabeln. Geschichten aus dem *Pantschatantra* haben sich bis in die

Grimmschen Märchen verirrt, und die rührende Geschichte des 5. Buches vom Brahmanen und Ichnemon erscheint in täuschend echter Anpassung als walisische Lokalsage! Insgesamt liegen vom *Pantschatantra* über 200 Bearbeitungen und Übersetzungen in 54 Sprachen vor, so daß es in seiner Verbreitung vielleicht nur von der Bibel übertroffen wird.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts kannte Europa nur mehr oder minder weitläufige Ableger der arabischen Übersetzung. In Indien selbst aber war unter der Fülle der Bearbeitungen das Original verschüttet worden; wir besitzen es nicht mehr — und gerade die Sanskrittexte, die zuerst nach Europa kamen, waren besonders stark entstellte Überarbeitungen. Das gilt auch von der Vorlage der berühmten deutschen Übersetzung Theodor Benfey's, deren Einleitungsband 1859 den Grund zur vergleichenden Literaturforschung gelegt hat. Fußend auf den langjährigen Bemühungen eines zweiten Deutschen, Johannes Hertel, hat dann in zehnjähriger Arbeit der Amerikaner F. Edgerton durch mühsamen Vergleich zahlreicher Fassungen, darunter der erst nach der Jahrhundertwende entdeckten wichtigsten von allen, einen Sanskrittext rekonstruiert, der zwar nicht in jedem einzelnen Wort unbedingte Identität mit dem Original beanspruchen kann, im Ganzen aber als dessen treue Wiedergabe gelten darf und es als ein künstlerisch jeder der späteren Bearbeitungen weit überlegenes Werk erweist. Dieser rekonstruierte Sanskrittext erscheint hier zum ersten Male in deutscher Sprache.

Was das *Pantschatantra* sein will, sagt der Verfasser in der Einleitung: er schreibt ein Lehrbuch der Staatskunst, einen Fürstenspiegel. Glücklicherweise war er allerdings nicht Pedant genug, diese Themastellung durchweg streng festzuhalten: er erzählt eine gute Geschichte um ihrer selbst

willen, auch wenn sie einmal keine politische Lehre darbietet, ebenso wie er sich nicht ganz auf die Tierfabel — in Indien, dem Lande der Seelenwanderung, besonders geliebt und gepflegt — beschränkt, sondern auch Menschen- geschichten nicht verschmäht. Aber die meisten Geschichten und die Mehrzahl der Hunderte von eingestreuten Strophen illustrieren die Lehren der in wissenschaftlichen Kompendien niedergelegten altindischen Politik. Diese aber ist bewußt, kaltblütig und konsequent „macchiavellistisch“: der Erfolg rechtfertigt jedes Mittel, die normale Moral wird für die Politik ausdrücklich außer Kraft gesetzt. Der Leser darf sich daher nicht wundern, wenn die „Moral“ mancher Geschichten eine glatte Unmoral ist. Klugheit, nicht Tugend, predigt das „Fünfbuch“; doch können sich beide natürlich auch vertragen, und so fehlen auch moralische Geschichten keineswegs.

Die Form des Werkes ist die für Indien so typische, uns zum Beispiel aus Tausendundeine Nacht bekannte Rahmen- oder Einschachtelungsgeschichte. Eine Einleitung umrahmt das Ganze; jedes der fünf Bücher hat dann wieder eine Rahmenerzählung, in welche Geschichten so eingeschaltet werden, daß eine Person der Rahmengeschichte eine Strophe mit zunächst unverständlichen Anspielungen zitiert; der Gesprächspartner fragt: „Wie war denn das?“, und es folgt die Schaltgeschichte, an deren Schluß die Eingangsstrophe, jetzt verständlich, wiederholt wird. Abgesehen von diesem „Kennvers“ sind die Schaltgeschichten — in die wieder andere eingeschachtelt sein können — fast frei von Strophen, die sich anderseits in manchen Partien der Rahmenerzählungen zu langen Reihen zusammenschließen. Viele davon hat der Verfasser selbst gedichtet, mehr noch dem unerschöpflichen Born indischer Spruchdichtung entnommen. Im übrigen ist — im Gegensatz zu späteren Bearbeitungen — das ursprüngliche Werk keines-

wegs etwa im Volkston gehalten, sondern als ein Werk der Kunstdichtung in gewählter, wenn auch von den Künstleien späterer Zeit noch freier Sprache geschrieben. Bei der vorliegenden Übersetzung waren nicht unerhebliche Kürzungen aus Raumgründen unvermeidlich, zum Teil aber auch für den modernen Leser durchaus wünschenswert. Die Einleitung und die kurzen Bücher IV und V sind vollständig wiedergegeben. Der Wechsel zwischen Prosa und Strophen kann im Deutschen nur zum Ausdruck kommen, wenn die reimlosen indischen Metren, deren Nachbildung ausgeschlossen ist, durch gereimte Verse wiedergegeben werden. Dabei ist eine gewisse Freiheit unvermeidlich, doch hoffe ich, daß es mir gelungen ist, den Sinn jeder Strophe genau wiederzugeben und nichts hinzubringen, was nicht im Original steht. Ausdrucks- und Erzählweise der altertümlichen Prosa weichen von der unsern sehr stark ab. Hier wurde angestrebt, unter Verzicht auf billige Modernismen, aber bei Wahrung der Lesbarkeit einen möglichst treuen Eindruck des Urtextes zu vermitteln.

Ludwig Alsdorf

## INHALT

	Seite
WIE DAS PANTSCHATANTRA ENTSTAND . . .	5
<i>I. Buch:</i> ENTZWEIUNG VON FREUNDEN . . .	7
Die Geschichte von dem Affen und dem Keil . . .	10
Die Geschichte vom Schakal und der Trommel . . .	16
Die Geschichte von den Krähen und der Kobra . . .	20
Die Geschichte von dem Reiher und dem Krebs . . .	20
Die Geschichte von dem Löwen und dem Hasen . . .	23
Die Geschichte von der Laus und der Wanze . . .	29
Die Geschichte von den Strandläufern und dem Meer	34
Die Geschichte von den Gänsen und der Schildkröte	35
Die Geschichte von Vorbedacht, Geistgegenwart und	
Kommwasdawill . . . . .	36
Die Geschichte von den eisenfressenden Mäusen . . .	41
<i>II. Buch:</i> GEWINNUNG VON FREUNDEN . . .	45
Die Geschichte von der Maus und den zwei Mönchen	56
Die Geschichte vom Sesamtausch . . . . .	58
Die Geschichte von dem allzu sparsamen Schakal . . .	59
<i>III. Buch:</i> DIE KRÄHEN UND DIE EULEN . . .	74
Die Geschichte von dem Esel im Pantherfell . . .	79
Die Geschichte von der Königswahl der Vögel . . .	80
Die Geschichte von den Elefanten, den Kaninchen	
und dem Mond . . . . .	81
Die Geschichte vom Haselhuhn, Hasen und Kater	86
Die Geschichte von dem Brahmanen und den Spitz-	
buben . . . . .	91
Die Geschichte vom Brahmanen, Dieb und Rakschasa	95
Die Geschichte von der Maus als Mädchen . . . . .	98
<i>IV. Buch:</i> DES SCHON GEWONNENEN VERLUST	102
Die Geschichte von dem Affen und dem Delphin . . .	102
Die Geschichte von dem Esel ohne Herz und Ohren	109

	Seite
<i>V. Buch:</i> VORSCHNELLES HANDELN . . . . .	112
Die Geschichte von dem Brahmanen und dem Ich-	
neumon . . . . .	112
Die Geschichte von dem Brahmanen mit dem Grütz-	
topf . . . . .	113
Die Geschichte des Barbiers, der die Mönche erschlug	116
Anmerkungen . . . . .	118
Nachwort . . . . .	122



DIE WELTLITERATUR

Ein Lesewerk herausgegeben unter dem Protektorat von  
Hans Carossa, Hans Ludwig Held und Rudolf Alexander Schröder

Schriftleiter Hansjörg Schmitthenner

Indien. Nr. 96/99

WELTLITERATUR



INDIEN

Nr. 96/99

P

